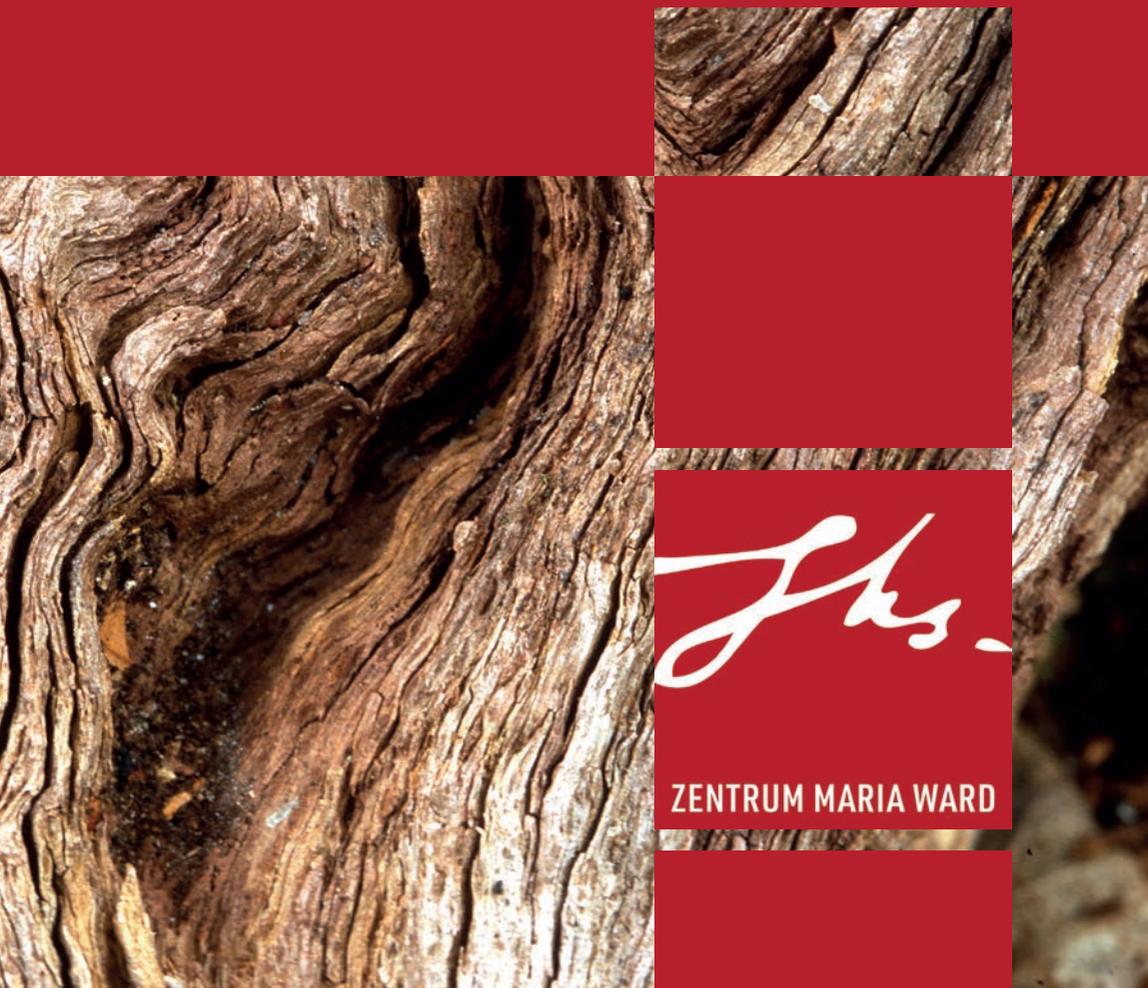


# Spiritualität konkret 2023



*Mh.*

ZENTRUM MARIA WARD



## Ein Wort zuvor



Liebe Freunde und Freundinnen  
der Congregatio Jesu,

wenn wir die Nachrichten aufschlagen, scheint eine Krise der anderen zu folgen: Der Coronakrise schloss sich der Ukrainekrieg an, gefolgt von hoher Inflation, Energiekrise ... Die Klimakrise ist unsere ständige Begleiterin seit einigen Jahren.

Unser Leben ist zurzeit von einigen Unsicherheiten geprägt. Das beeinflusst sowohl den Einzelnen als auch die ganze Gesellschaft. Als Christen glauben wir, dass Gott da ist, dass er unser Leben trägt und alle Wege mit uns geht. In der Pfingstsequenz heißt es: „In der Unrast schenkst du Ruh“!

Auch in diesem Jahr bekommen Sie eine Auswahl von Texten unserer Mitschwestern in diesem Heft vorgestellt. Wir hoffen, dass sie Ihnen helfen, die Spur Gottes in Ihrem Leben zu finden und sie Impulse für ein tiefes mit ihm Gehen geben. Vermögen Sie dadurch in diesen unruhigen Zeiten den ruhigen Pol in Ihrem Alltagsleben zu entdecken.

Seien Sie herzlich begrüßt.

*Sr Marica Bašić*  
*Marica Bašić Cf*

## Inhalt

- 01 Ein Wort zuvor
- 04 Kirche auf dem Weg  
Anspruch und Wirklichkeit der diözesanen Phase  
der Weltsynode  
*Sr. Igna Kramp Cf*
- 16 Mary Ward und der „Spirit“ der Exerzitien  
*Sr. Ursula Dirmeier Cf*
- 27 „Den roten Faden im Leben finden“  
Der Lebensweg des Ignatius von Loyola und  
die eigene Biografie  
*Sr. Christa Huber Cf*
- 30 Von Zweifeln, die Gott aufleuchten lassen –  
Mt 11,2–11: Die Frage des Täufers und seine Bedeutung  
*Sr. Birgit Stollhoff Cf*
- 32 EXODUS – Ein Volk unterwegs  
Der Ausgangspunkt  
*Sr. Cosima Kiesner Cf*
- 41 Trotzdem hoffen – 33. Sonntag im Jahreskreis  
*Sr. Birgit Stollhoff Cf*

- 43 Wer bist du?  
*Sr. Magdalena Winghofer Cf*
- 47 Von der Facetten der Liebe und ihrer Abwesenheit  
*Sr. Birgit Stollhoff Cf*
- 50 Jenseits-Trost und Jenseits-Vertröstung  
*Sr. Magdalena Winghofer Cf*
- 53 Impuls  
*Sr. Beate Neubert Cf*
- 57 Ein Wort zum Abschluss
- 60 Unsere Autorinnen
- 62 Impressum

## **Kirche auf dem Weg**

### **Anspruch und Wirklichkeit der diözesanen Phase der Weltsynode**

*Von Igna Kramp C7, veröffentlicht in Stimmen der Zeit Heft 10,  
Oktober 2022*

In diesem Jahr wäre es wieder an der Zeit gewesen für die seit 1967 alle drei Jahre stattfindende weltweite Bischofssynode. Aber Papst Franziskus hatte etwas anderes im Sinn: Einen weltweiten Synodalen Prozess der ganzen Kirche von Oktober 2021 bis Oktober 2023. Eine Konsultation also nicht allein der Bischöfe, sondern des gesamten Volkes Gottes in weltweit 2945 Diözesen. Der Papst hat die ganze Kirche eingeladen, sich über ein für ihr Leben und ihre Sendung entscheidendes Thema Gedanken zu machen: „Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe, Sendung“ – so der Titel. Es geht aber nicht nur darum, über die Weggemeinschaft der Kirche nachzudenken und sich auszutauschen, sondern vor allem auch, diese Weggemeinschaft zu erfahren. Der Papst formuliert seine Überzeugung: „Genau dieser Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet (VD 1)“

### **Ablauf der Weltsynode**

Die Weltsynode wurde im Herbst 2021 erst in Rom und dann in den einzelnen Diözesen feierlich eröffnet. Von Oktober 2021 bis April 2022 war in den Ortskirchen Zeit, sich zu beteiligen. Diese Phase wurde aufgrund von Rückmeldungen, dass die Zeit dazu zu kurz sei, noch um fünf Monate verlängert. Die eingegangenen Beiträge wurden in den einzelnen Diözesen zu einem Dokument zusammengefasst und an die Bischofskonferenzen geschickt. Diese gaben wiederum Zusammenfassungen nach Rom, aus denen aktuell ein Arbeitspapier für die nächste Beratungsphase auf kontinentaler Ebene erstellt wird. Eine zweite Fassung dieses Papiers

mit den Rückmeldungen aus den verschiedenen Kontinenten wird dann die Grundlage für die Beratungen der Bischofssynode im Oktober 2023 sein. Im Juni 2023 soll es veröffentlicht werden. Nach der Bischofssynode ist eine Phase der Umsetzung der Ergebnisse geplant, an der wiederum die Diözesen weltweit beteiligt werden.

Der Ablauf der Weltsynode ist komplex und muss es auch sein, weil in allen Diözesen der Welt möglichst alle Gläubigen zu Wort kommen sollen, was eine ungezählte Schar Mitwirkender und ungeheure Mengen von Beiträgen bedeutet. Zusammenfassungen der Zusammenfassungen sind nötig und zugleich schwierig: Was bleibt von den Beiträgen nach so viel Redaktion übrig? Wieviel Gewicht liegt auf den inhaltlichen Rückmeldungen und wieviel auf der Erfahrung der Weggemeinschaft? Das Vorbereitungsdocument formuliert mit einem Zitat des Papstes von der Jugendsynode eine klare Priorität der Erfahrung: „Wir erinnern daran, dass es nicht Zweck dieser Synode und daher auch nicht der Konsultation ist, Dokumente zu produzieren, sondern ‚Träume aufkeimen zu lassen, Prophetien und Visionen zu wecken, Hoffnungen erblühen zu lassen, Vertrauen zu wecken, Wunden zu verbinden, Beziehungen zu knüpfen, eine Morgenröte der Hoffnung aufleben zu lassen, voneinander zu lernen und eine positive Vorstellungswelt zu schaffen, die den Verstand erleuchtet, das Herz erwärmt, neue Kraft zum Anpacken gibt“ (VD 32). Die gemeinsame Erfahrung steht im Mittelpunkt. Und doch gehört zu einer geglückten Erfahrung von Weggemeinschaft auch, in seinen Beiträgen gehört und ernst genommen zu werden. So sind die Ergebnisse des Nachdenkens über die Weggemeinschaft der Kirche von der Erfahrung derselben nicht zu trennen. Zugleich ist die Selbstbescheidung, dass der eigene inhaltliche Beitrag in der weltweiten Weggemeinschaft im Promillebereich liegt, ein wichtiger Teil der synodalen Erfahrung. Wenn sich die gesamte Weltkirche auf einen gemeinsamen Weg macht, ist jeder, der mitmacht, eben einer von unzähligen Beteiligten, selbst jede Diözese nur eine von Tausenden. Es gilt zu

akzeptieren, dass, wenn jede Stimme wichtig ist, dies nicht nur für mich und meine Teilkirche, sondern für alle gilt. Vielleicht ist das gerade für die Kirche in Deutschland und auch in Europa eine gute Erfahrung, steckt uns doch die lange hegemoniale Rolle unseres Kontinents unbewusst noch manchmal in den Knochen.

### **Ekklesiologische Implikationen**

Die Entscheidung von Papst Franziskus, anstelle der regulären Bischofssynode einen weltweiten Synodalen Prozess anzustoßen, hat tiefgreifende ekklesiologische Implikationen. So heißt es im Vorbereitungsdokument: „Synodalität ist der spezifische modus vivendi et operandi der Kirche als Gottesvolk, das seine Existenz als Gemeinschaft und Weggemeinschaft manifestiert und konkretisiert, indem es in der Versammlung zusammenkommt und indem alle seine Mitglieder aktiv an seinem Auftrag der Evangelisierung teilnehmen“ (VD 10). Synodalität gehört zum Wesen der Kirche, was im Dokument auf die Weggemeinschaft der Jünger mit Jesus und auf die altkirchliche Praxis zurückgeführt wird: „In diesem kirchlichen Horizont, der vom Prinzip der Teilnahme aller am kirchlichen Leben inspiriert ist, konnte der hl. Johannes Chrysostomos sagen: ‚Kirche und Synode sind Synonyme‘“ (VD 11). Angesichts dessen braucht es die Präsenz aller, weil die Kirche nur von allen im Vollsinn repräsentiert werden kann. Die Rolle des Bischofs ist dann weniger, an Stelle des Volkes Gottes zu sprechen, als vielmehr zusammen mit dem Gottesvolk in seiner Diözese. Der Dienst der Einheit, der dem Bischof aufgetragen ist, könnte in diesem Verständnis heißen, im Blick zu behalten, dass möglichst alle Gläubigen beteiligt sind und niemand einfach übergangen wird, vor allem die Schwächsten nicht. Das ist wichtig für das Sein der Kirche, aber auch für ihr Tun und ihre Entscheidungen auf dem Weg. Im Vorbereitungsdokument wird in diesem Zusammenhang Lumen Gentium 12 zitiert: „Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben (vgl. 1 Joh

2,20.27), kann im Glauben nicht irren. Und diese ihre besondere Eigenschaft macht sie durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes dann kund, wenn sie ‚von den Bischöfen bis zu den letzten gläubigen Laien‘ ihre allgemeine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert.“ Wenn eine solche Übereinstimmung nicht theoretisch bleiben soll, bleibt nur eine Weltsynode.

### **Geistliche Dimension**

Werden hier einfach demokratische Prinzipien in die Kirche übernommen? So einfach ist es nicht, auch wenn die Kirche gut daran tut, sich nicht leichtfertig von solchen Werten zu distanzieren. Gerade angesichts von heute wieder zunehmenden totalitaristischen Tendenzen in der Weltpolitik sollten wir als Kirche hochhalten, wie wertvoll eine demokratische Verfassung ist. Und dennoch: die Gleichung *vox populi, vox Dei* – „Die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes“ – geht so auch nicht einfach auf. In einem geistlichen Prozess geht es nämlich gerade nicht darum, dass jeder seinen Willen einbringt und seine Interessen vertritt und die Mehrheit sich durchsetzt, sondern darum, gemeinsam den Willen Gottes zu suchen und zu tun. Das verlangt vom Einzelnen die innere Freiheit und die Bereitschaft, die eigenen Ideen und Überzeugungen zu prüfen und loszulassen, wenn sie sich als hinderlich auf Gott hin erweisen oder wenn etwas anderes auf diesem Weg mehr hilft. Vielleicht ist aber der Unterschied zu einer demokratischen Entscheidungsfindung gar nicht so groß wie manchmal behauptet wird, wenn man nämlich annimmt, dass auch in säkularen demokratischen Prozessen gemeinsam die beste Entscheidung auf das Wohl aller hin gesucht wird. Auch hier müssen die Beteiligten eine gewisse innere Freiheit haben und eigene Interessen zurückstellen können. Lobbyismus schadet nicht nur einem geistlichen Prozess, sondern auch einem demokratischen. Und wer behauptet, der Heilige Geist arbeite nicht mit Mehrheiten, wird von der

kirchlichen Tradition eines Besseren belehrt: Wenn das so wäre, wo wäre dann der Geist bei den Voten auf den Ökumenischen Konzilien, bei der Wahl von Äbten und Äbtissinnen, Generaloberen und Generaloberinnen, und nicht zuletzt bei der Wahl des Papstes? Der Heilige Geist arbeitet also sehr wohl mit Mehrheiten, aber eine Mehrheit an sich lässt noch nicht automatisch das Wirken des Geistes erkennen. Ebenso wenig garantiert eine hierarchische Struktur das Wirken des Geistes oder schließt es aus. Es braucht in jeder Verfassungsform geistliche Unterscheidung, weil nicht alles, was wir so wollen, schon gut oder gottgewollt ist. Das wäre eine große Naivität in Bezug auf die Abgründe im menschlichen Herzen. Jede Verfassungsform ist genau so offen für einen geistlichen Prozess, wie es alle daran beteiligten Personen sind. Denn gemeinsame geistliche Unterscheidung beruht auf der persönlichen geistlichen Unterscheidung, die ohne Gebetspraxis und Ausrichtung des eigenen Lebens auf Gott nicht zu denken ist. Je hierarchischer allerdings eine Verfassung strukturiert ist, desto wichtiger ist diese Offenheit bei den Leitungspersonen – wenn sie diese Offenheit nicht haben, können sie den Prozess verhindern oder abbrechen.

Bei der Weltsynode haben wir es strukturell mit einer Konsultation des Gottesvolkes zu tun, die in diesem Umfang neu ist. Es handelt sich um eine Veränderung im Leitungsstil, nicht in der Leitungsstruktur. Deshalb braucht es viel Vertrauen in die Leitung, dass sie sich mit vollem Ernst und großer innerer Freiheit auf einen gemeinsamen geistlichen Suchprozess einlässt. Tut sie dies, kann auch eine solche Veränderung im Leitungsstil einen echten Paradigmenwechsel bedeuten. Im Vorbereitungsdokument ist von einer „synodalen Bekehrung“ die Rede (VD 2). Wenn Gott durch alle Gläubigen spricht, kann die Leitung gar nicht anders als zuzuhören, will sie seine Stimme nicht überhören. So heißt es dort auch: „Der Hl. Benedikt unterstreicht, wie ‚der Herr oft die beste Entscheidung‘ dem offenbart, der in der Gemeinschaft keine

herausragende Position hat (in diesem Fall dem Jüngsten); daher sollen die Bischöfe darum bemüht sein, alle zu erreichen, damit sich im geordneten Ablauf des synodalen Weges das verwirklicht, was der Apostel Paulus den Gemeinden empfiehlt: „Lösch den Geist nicht aus! Verachtet prophetisches Reden nicht! Prüft alles und behaltet das Gute“ (1 Thess 5,19–21) (VD 14). Es braucht eine Bekehrung zum gemeinsamen Hören, weil die geistliche Unterscheidung der ganzen Kirche ohne die der Einzelnen unvollständig ist. Die Kirche ist in diesem Verständnis darauf angewiesen, dass alle Gläubigen ein intensives Gebetsleben pflegen und in der geistlichen Unterscheidung stetig wachsen. Zugleich setzt umgekehrt eine intensive Bindung auch einen hohen Grad an Partizipation voraus. Wer sich gibt, möchte berechtigterweise auch gesehen und gehört werden und den Weg der Gemeinschaft mit den anderen Gläubigen zusammen prägen. Die Weltsynode erhebt den Anspruch, mit einem umfassenden gemeinsamen Hörprozess der ganzen Kirche auf die Stimme Gottes Ernst zu machen. Das gab es vermutlich seit altkirchlichen Zeiten nicht mehr. Entsprechend liegt die Frage auf der Hand: Lässt sich ein solches Großprojekt überhaupt verwirklichen? Die Antwort darauf kann sicher nicht einfach Ja oder Nein sein. Es wird Aspekte geben, wo das Projekt gut gelingt und Aspekte, wo dies weniger der Fall ist. Über solchen Details gilt es aber nicht zu vergessen, dass auf jeden Fall ein viel höheres Maß an Beteiligung gegeben ist, als wenn nur die Bischöfe gefragt wären, auch wenn sich kaum weltweit alle Gläubigen tatsächlich einbringen werden. Ich möchte im Folgenden ein paar Eindrücke aus dem Bistum Fulda formulieren, wo ich mit einem Team für die diözesane Dimension der Weltsynode verantwortlich bin.

### **Und die Wirklichkeit? Eindrücke aus dem Bistum Fulda**

Aus unserer Sicht war es nicht leicht, Menschen zur Mitwirkung an der Weltsynode zu gewinnen. Der weltweite synodale Prozess kam als ein weiterer zu einer Reihe laufender Prozesse dazu, ange-

fangen vom nationalen Synodalen Weg über den Bistumsprozess bis hin zu Fusionsprozessen von Großpfarreien. Zudem war die zunächst für die Konsultation auf diözesaner Ebene vorgesehene Zeit gerade mal zwei Monate, was uns vor die Schwierigkeit stellte, wer in einer so kurzen Zeit überhaupt erreicht werden könnte. Die Idealvorstellung des Papstes, gerade Menschen an der Weltsynode zu beteiligen, mit denen die Kirche weniger oder gar nicht in Kontakt ist, war angesichts zeitlichen Begrenzung kaum zu verwirklichen. Es spricht für den Prozesscharakter der Weltsynode, dass auf die Rückmeldungen zu dieser Beschränkung mit einer Verlängerung reagiert wurde. Das erlaubte einen zweiten Anlauf, um mehr Personengruppen zu erreichen, als es in der ersten Phase möglich war.

Ein Problem stellte die Sprache der römischen Dokumente zur Weltsynode dar, was durch das schlechte Deutsch der Übersetzung noch verstärkt wurde. Wer alle beteiligen möchte, muss so sprechen, dass alle verstehen, worum es geht. Das war eher nicht der Fall, was dazu führte, dass diejenigen, die sich beteiligt haben, berechtigterweise sehr häufig die unverständliche Sprache der Weltsynode kritisierten. Manchmal wurden Fragen nicht beantwortet mit dem Hinweis, man könne damit nichts anfangen. Wir reagierten nach den ersten zwei Monaten darauf, indem wir eine Version in leichter Sprache erstellten. Ob das die Beteiligung gesteigert hat, ist aber fraglich.

Vielen Gläubigen und selbst manchen Bischöfen in Deutschland war es wenig plausibel, neben dem nationalen Synodalen Weg einen weltkirchlichen Synodalen Weg zu beginnen. Zudem führte die Namensgleichheit dazu, dass beide Prozesse miteinander verwechselt bzw. der von Rom angestoßene Prozess gar nicht als eigener Prozess wahrgenommen wurde. Hinzu kamen Zweifel unter den potentiellen Mitwirkenden, was mit den eingereichten Ergebnissen geschehen werde, zumal am Ende eine „klassische“

Bischofssynode steht. Insbesondere kritisch eingestellte Katholiken erhofften sich meist mehr vom nationalen Synodalen Weg und fürchteten die Weltsynode eher als Konkurrenz dazu.

Im Bistum Fulda wurde die diözesane Phase der Weltsynode von Anfang an mit den Räten des Bistums zusammen geplant. Das war an sich eine Erfahrung von Synodalität, zumal zu Beginn des Prozesses außer dem Titel der Weltsynode noch kaum etwas bekannt war. Diözesane Veranstaltungen mussten schon geplant werden, ehe auch nur das Vorbereitungsdokument und das Vademecum vorlagen. Das führte dazu, dass beim ersten Treffen nach ca. 5 min der Wissensvorsprung der Leitung ausgeglichen war und die gemeinsame Suche begann. Papst Franziskus hat uns alle gleichermaßen mit seinem Vorhaben überrascht. Die ganze Planung hatte dadurch etwas stark Prozesshaftes.

Generell war es uns wichtig, dass nicht einfach Ergebnisse abgefragt werden, sondern dass Erfahrungen des geistlichen Gesprächs und der Weggemeinschaft aus dem Glauben heraus angestoßen werden. Aus diesem Grund haben wir angeregt, dass sich kleinere oder größere Gruppen zum Gespräch treffen und von daher eine Rückmeldung geben. Vom Anspruch der Weltsynode her war ja klar, dass die Erfahrung von Synodalität einen wichtigen Stellenwert haben sollte, und dass der Konsultationsprozess ein gemeinsamer geistlicher Hör- und Unterscheidungsprozess sein soll. Diese zentrale Dimension der Weltsynode ist in den deutschen Diözesen sehr unterschiedlich stark aufgenommen worden. Manche Diözesen haben solche Gesprächsprozesse in den Mittelpunkt gestellt, andere haben sehr viel stärker mit Umfragen oder digitalen Rückmeldemöglichkeiten gearbeitet. Wir haben alle Arten von Rückmeldungen angenommen, aber nur gemeinschaftliche Formen der Beteiligung gefördert, und wir haben dazu auch Anregungen für das geistliche Gespräch gegeben.

Bis zum ursprünglichen Abgabetermin beteiligten sich im Bistum Fulda gerade einmal 13 Gruppen und 17 Einzelpersonen. Die Möglichkeit, sich in einer kleineren oder größeren Gruppe zusammenzutun und über die Homepage Synodale Kirche des Bistums die Inhalte des Gesprächs rückzumelden, wurde offenbar als relativ hochschwellig erfahren. Gut angenommen wurden hingegen zwei digitale Angebote, in denen man miteinander und mit dem Bischof zu den Themen der Weltsynode in geistlichen Austausch treten konnte. Die Gesprächspartner in diesen Formaten charakterisieren die Begegnung als wertvolle Erfahrung von kirchlicher Weggemeinschaft. Für manche war diese Erfahrung als neue Annäherung an die Kirche wichtig, andere entdeckten eine neue Qualität des Austauschs, für wieder andere war die Gesprächsmöglichkeit angesichts des wegbrechenden kirchlichen Lebens vor Ort wichtig. Nicht zuletzt ermöglichte der digitale Raum in seiner Entgrenzung eine synodale Erfahrung als Ortskirche, weil am selben Abend Personen aus verschiedensten Regionen des Bistums mit dem Bischof zum geistlichen Gespräch zusammenkamen. Nach dieser Erfahrung war klar: Solche Gesprächsräume soll es im Bistum weiterhin geben! Das war eine wichtige Lernerfahrung. Die Weltsynode hat uns eine neue Sozialform von Kirche im digitalen Raum entdecken lassen.

Nach zwei Monaten reflektierten wir im Team Weltsynode die bis dahin erfolgte Beteiligung. Bis dahin waren die Rückmeldungen überschaubar und viele Personengruppen und Regionen im Bistum überhaupt nicht repräsentiert. Wir beschlossen, persönlich Menschen anzusprechen, die mit diesen Gruppen zu tun haben oder in diesen Regionen leben. Erst durch diese persönliche Ansprache kam ein Großteil der Beiträge zustande. Am Ende haben sich insgesamt 43 Gruppen und 44 Einzelpersonen beteiligt, die aus dem gesamten Spektrum des deutschen Katholizismus kamen und insgesamt sowohl verschiedene Personenkreise als auch Regionen des Bistums gut repräsentierten. Nun kann man diese Bitte

um Beteiligung kritisch sehen. Sollte man nicht meinen, das sei eine Beteiligung, die wir erst hervorgebracht haben? Unsere Erfahrung war anders: Die persönliche Ansprache war ganz wichtig, weil eine „anonyme“ Einladung des Papstes „an alle“ damit auf einmal zu einer persönlichen Einladung wurde. Es gab dazu auch berührende Rückmeldungen, etwa von Gefangenen aus der JVA Kassel, die schon in der Kirchenzeitung von der Weltsynode gelesen hatten und voll Freude waren, als der Gefängnisseelsorger sie zur Beteiligung einlud. In dieser Phase machten wir eine weitere synodale Lernerfahrung: Es ist wichtig, einander persönlich mit auf den Weg zu nehmen. Die synodale Erfahrung speist sich aus persönlicher Ansprache.

Wie haben die Personen die Gespräche zur Weltsynode erlebt? Im Zuge der zweiten Phase, wo wir Gruppen um Beteiligung baten, fragten wir nach verschiedenen Aspekten ihrer Erfahrung. Die höchsten Werte erzielte hier der Aspekt „Erfahrung von Kirchein in der Gruppe“; ebenfalls hohe Werte erzielten „Verbundenheit miteinander“, „Augenhöhe“, „Angstfreiheit“ und „wertschätzender Umgang“. Ausdrücklich geistliche Aspekte wie „Gebet“, „erfülltes Schweigen“, „Spirituelle Erfahrung“ wurden auch benannt, aber weniger häufig.

Welche inhaltlichen Schwerpunkte hatten die Rückmeldungen? Sehr viele Menschen äußerten ihre Sehnsucht, eine inklusivere und beziehungsfähigere Kirche zu werden. Die meisten Rückmeldungen kamen auch zum Hauptthema der Weltsynode, der Frage nach den „Weggefährten“ der Kirche. Die Wahrnehmung, dass Menschen ausgeschlossen und aktuell nicht Teil der Weggemeinschaft sind, ist quer durch die kirchenpolitischen Lager hindurch konsensfähig; weit auseinander gehen teilweise die Einschätzungen, wer außen vor ist. Es wäre wichtig für die Kirche, die beschriebenen Exklusionsprozesse noch besser zu verstehen, um sie zu Inklusionsprozessen hin verändern zu können. In jedem Fall

beschränken sie sich in der Wahrnehmung der Teilnehmer an der Weltsynode nicht auf die Gruppen, die aktuell, auch im Zuge des nationalen Synodalen Weges, im Fokus der Aufmerksamkeit stehen wie z. B. Frauen und LGBTQ. Es sind noch andere Gruppen „außen vor“, weil sie in der faktischen Weggemeinschaft der Kirche kaum vertreten sind, oder eher als Empfänger caritativer Dienste und nicht als wirkliche Weggefährten, z. B. Menschen mit Migrationshintergrund, sozial und finanziell Benachteiligte, Menschen mit Behinderung. Nicht zufällig betonen gerade Rückmeldungen aus der Caritas, dass alle Menschen zur Kirche gehören und es keine Exklusion geben darf.

Ebenfalls sehr viele Rückmeldungen kamen zum Thema „Zuhören“ und „das Wort ergreifen“ sowie – damit in enger Verbindung „Autorität und Teilhabe“. Nicht oder zu wenig gehört zu werden und an Entscheidungen zu wenig beteiligt zu sein, ist ein großer Schmerzpunkt. Umgekehrt drückt sich in den Beiträgen eine Sehnsucht nach Teilhabe und gemeinsamer Verantwortung aus. Daneben wird auch eine stärkere geistliche Ausrichtung der Kirche gefordert. Die Frage der Teilhabe wird nicht nur auf zwischenmenschlicher bzw. struktureller Ebene gestellt, sondern zum Teil auch auf Gott hin: Welchen Raum hat Gott bzw. der hl. Geist in seiner Kirche?

Setzt man die Rückmeldungen zur Qualität der synodalen Erfahrung mit den inhaltlichen Schwerpunkten der Beiträge in Relation, so kann man sagen: Die Sehnsucht nach einer beziehungsfähigeren und inklusiveren Kirche wurde im Geschehen der Weltsynode selbst, in den Gesprächen zur Weggemeinschaft der Kirche, ansatzhaft erfahren. In den Gesprächen zur Weltsynode wurde tatsächlich nicht nur darüber nachgedacht und gesprochen, wie Kirche sein sollte, sondern auch schon etwas davon ansatzhaft praktiziert und erfahren. Auch die Rückmeldungen zur geistlichen Qualität der Gespräche entsprechen inhaltlichen Beiträgen, die

eine Sehnsucht nach einer größeren geistlichen Tiefe in kirchlichen Prozessen formulieren. Im Kleinen ist es also gelungen, dass in der diözesanen Phase der Weltsynode nicht nur Visionen einer Kirche der Zukunft formuliert, sondern auch ansatzhaft erfahren wurden. Unter den deutschen Diözesen konnten in Fulda relativ viele Menschen zur Beteiligung gewonnen werden – vor dem Anspruch des Papstes, alle zu beteiligen, ist es aber noch eine sehr kleine Zahl. Unsere „synodale Bekehrung“ hin zu einer inklusiveren, beziehungsfähigeren und geistgeführten Kirche gleicht noch dem Herzschlag eines Kükens im Ei. Sie hat gerade erst begonnen. Wie ernsthaft sie sich auf lange Sicht vollzieht, hängt wesentlich davon ab, wie sehr sie in den Ortskirchen gewollt ist und gefördert wird. Das ist Aufgabe der Leitung, aber auch Aufgabe aller.

## Mary Ward und der „Spirit“ der Exerzitien

*Von Sr. Ursula Dirmeier Cf, aus den Impulsen für die „Gefährtinnen Mary Wards und der Congregatio Jesu“ 2021/22 – leicht überarbeitet.*

### Gottes Möglichkeiten

*„Wie zahlreich und wie ausgezeichnet waren die Möglichkeiten, die ich zum Gutsein bekommen habe. Ich will einmal in der Woche meine Meditation über diesen Punkt halten.“*

Wann Mary Ward diesen Satz notiert hat, ist nicht genau bestimmbar. Es ist der dritte Punkt in einer langen Liste von Vorsätzen und liest sich wie eine Frucht Großer Exerzitien, wie der Wiederhall der „Betrachtung zur Erlangung der Liebe“, die am Abschluss der Exerzitien steht.

Zu dieser die Exerzitien abschließenden Betrachtung könnte Ignatius durch die Lektüre des „Exercitatorio“ des Benediktiner-Abtes Cisneros auf dem Montserrat angeregt worden sein, der auf dem Weg der Erleuchtung an den sieben Tagen der Woche über die verschiedenen Aspekte der den Menschen kollektiv und individuell zugewandten Gnaden meditieren lässt.<sup>1</sup>

Bei Ignatius ist in den Exerzitien „mit großer Hingebung“ zu erwägen, „wieviel Gott, unser Herr, für mich getan hat und wieviel er mir von dem gegeben, was er besitzt, und folgerichtig, wie sehr derselbe Herr danach verlangt, sich selbst mir zu schenken, soweit er es nur vermag gemäß seiner göttlichen Anordnung“ (EB 234). Der zweite Punkt der Betrachtung (EB 235) bezieht sich darauf,

---

<sup>1</sup> García Jiménez de Cisneros, Exerzitien des geistlichen Lebens. Exercitatorio de la vida spiritual, hg. von Stephan Hecht, Münsterschwarzach 2021, 119–147

wie Gott alles im Dasein hält und den Pflanzen darüber hinaus Leben, den Tieren Wahrnehmung, den Menschen geistige Einsicht schenkt. Im dritten Punkt (EB 236) stellen sich die Übenden vor Augen, dass Gott diese Arbeit und Mühe in allen geschaffenen Dingen „um meinetwillen“ auf sich nimmt. (Das greift einen Gedanken aus dem „Prinzip und Fundament“ der Exerzitien (EB 23) auf, dass nämlich die Dinge auf der Erde zum Menschen hin geschaffen sind, um ihm dabei zu helfen, Gott zu loben und ihm zu dienen.) Wie das Licht von der Sonne und das Wasser aus der Quelle, so kommt gemäß dem vierten Punkt alles Gute und alle Gabe und alle guten Eigenschaften als zugemessenes Geschenk „von oben“ (EB 237).

Immer wieder Gottes Gaben in ihrer überströmenden Fülle zu erinnern ist das eine. Der nächste Schritt besteht darin, sie als geschenkte Möglichkeiten zu verstehen, als Ermöglichung und Mittel zum Handeln, zur Verwirklichung des Guten. Ignatius schlägt als Antwort auf die unermesslichen Zuwendungen Gottes vor, alles von Gott Empfangene an ihn zurückzugeben, indem es restlos in den Dienst Gottes gestellt wird. „Nimm hin, Herr, und empfangen meine ganze Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen ganzen Willen, meine ganze Habe und meinen Besitz; du hast es mir gegeben, dir, Herr, gebe ich es zurück. Alles ist dein, verfüge nach deinem ganzen Willen; gib mir deine Liebe und Gnade, das ist mir genug.“ (EB 234)

Mary Ward formuliert die menschliche Antwort auf die Gaben Gottes und die Begabung durch Gott als Aufforderung, mit den empfangenen Mitteln und Möglichkeiten zum Gutsein ganz konkret und immer wieder neu mitzuwirken.

Eine andere Zusammenfassung der „Betrachtung zur Erlangung der Liebe“ findet sich in ihrem Gebetsausruf, der die Zuwendung Gottes ins Bild der Freundschaft bringt: „*O mein Herr, wie*

*freigebig bist du und wie reich sind die, denen du deine Freundschaft schenken willst.“*

Deutlich wird dadurch auch, dass ignatianische Spiritualität das kleine individuelle Leben jeder einzelnen Person zum Thema hat, eingebettet in das große Ganze von Schöpfung und Erlösung aller Menschen und doch von eigener Bedeutung, einzigartig und unvertretbar und zur Freundschaft mit Gott berufen.

### **Gottes zuvorkommendes Ja**

Das große Thema der Exerzitien nach Ignatius ist die Liebe zwischen Gott und Menschen, eine Liebe, die mehr in den Taten als in den Worten zum Ausdruck kommt (EB 230) und die darin besteht, dass sich beide Seiten einander mitteilen (EB 231). Gott schenkt sich in der Schöpfung, in der Erlösung und in besonderen Gaben (EB 234). Menschen schenken sich in der Hingabe an Gott und lassen sich ganz für sein Werk und Wirken in Dienst nehmen.

Um in dieser Hingabe und diesem Dienst nicht in die Irre zu gehen, lehren die Exerzitien, das Leben Jesu aus den Evangelien so zu verinnerlichen, dass es sich mit dem eigenen Leben verbindet und zum Weg wird, auf dem die eigenen Schritte gesetzt werden können. Dem dienen die Exerzitien-Betrachtungen der Zweiten, Dritten und Vierten „Woche“, die dazu anleiten wollen, mehr und mehr mit Jesus zu leben, zu sterben und aufzuerstehen.

Die Erste „Woche“ der Exerzitien passt nur bedingt in dieses Konzept. Zwar wird auch in ihr ein Zwiegespräch mit Jesus als dem Gekreuzigten gehalten. Der Inhalt der Betrachtungen stammt jedoch nicht aus den Evangelien. Die Konzeption dieser Ersten Woche könnte ebenfalls aus dem „Exercitatorio“ von García Jiménez de Cisneros stammen, das dem Dreischritt von Reinigung, Erleuchtung und Einigung folgt, so wie er sich seit dem christ-

lichen Altertum eingebürgert hatte. Bei Cisneros heißt es: „Dass der Mensch, der an die Übung des Weges der Erleuchtung gelangt, durch den Weg der Reinigung gereinigt werden und ohne Makel seiner Sünden sein muss, damit er für die Strahlen des göttlichen Lichtes fähig sein kann.“<sup>2</sup> Entsprechend schreibt Ignatius in der zehnten Anweisung (EB 10), dass die Übungen der Ersten Woche dem Weg der Reinigung entsprechen, die der Zweiten Woche dem Weg der Erleuchtung.

Bekanntermaßen hatte Mary Ward mit der Ersten Woche der Exerzitien Schwierigkeiten. Das zeigen nicht nur ihre Exerzitienaufzeichnungen recht deutlich. Darüber reflektierte sie auch explizit in den autobiographischen Texten, als sie über ihren ersten geistlichen Begleiter auf dem Festland, dem Jesuitenpater George Keynes schrieb:

*„Dieser Pater führte selbst ein sehr frommes Leben und war nicht weniger auf den Fortschritt meiner Seele bedacht. Aber er leitete meine Seele ausschließlich auf dem Weg der Furcht. Ich sollte z. B. mich selbst hassen, die Gerichte Gottes fürchten und vor den Qualen der Hölle zittern; zu alledem war ich unfähig. Zunächst konnte ich weder den Feind alles Guten noch viel weniger mein eigenes Ich, das ich viel zu sehr liebte, fühlbar hassen. Mich zu mühen aus Liebe bis zur Hingabe meines Lebens schien mir eine leichte Sache, aber Motive der Furcht machten wenig Eindruck auf mich. Mich nie der Gefahr der Hölle auszusetzen, dazu war ich mit der Gnade Gottes fest entschlossen; aber von den Qualen der Hölle konnte ich mir keine so lebhaftere Vorstellung machen, wie der Pater es wollte.“* (AB 6, p. 19)

Sie fuhr fort: *„Bei dieser Gelegenheit habe ich manchmal gedacht – vielleicht täusche ich mich – dass es Menschen gibt, die nicht weniger geeignet sind, zu einer mehr als gewöhnlichen Vollkommenheit zu gelangen, die man in ihren Anfängen gut mit viel Freigebigkeit behandeln sollte, indem man*

*ihnen bessere Dinge gibt, bevor man ihnen nimmt, was weniger gut ist, indem man den Gegenstand (l'oggetto) ändert, nicht das Wesen (l'essere) zerstört“.*

Dass dies für Mary nicht nur eine gelegentliche Überlegung blieb, sondern zu einem Grundsatz ihres Handelns wurde, bezeugte Mary Poyntz in ihrer Beschreibung des Lebens Mary Wards: *„Sie hatte eine gleichsam friedvoll beeinflussende Art (a peacefull infusing manner), der Regel entsprechend, die sie zu geben pflegte, nämlich nicht mit Gewalt jemandes Vorliebe und Neigung brechen zu wollen, sondern ihnen zuerst vor Augen zu führen, was in sich wahrhaft liebenswert ist, und danach erst die Hässlichkeit des Nichtigen. Sie sagte dazu, es sei zu gewalttätig wegzunehmen, was jemand besitzt, ohne ihm etwas an dessen Stelle zu geben“.*

Weil Gott die Menschen beschenkt, sind sie in der Lage, Antwort zu geben, in einer neuen Weise zu denken und ihr Leben dort, wo es nötig ist, zu ändern. So entspricht es der Kernbotschaft Jesu in der ältesten uns überlieferten Form: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um<sup>3</sup> und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15) Leider wurde diese Abfolge recht schnell umgedreht, so als müssten und als könnten die Menschen in Vorleistung gehen, damit Gottes Reich bei ihnen ankommen kann. Nein: Weil Gott etwas Neues mit den Menschen vorhat, können sie sich dem öffnen, ihr Leben in einem neuen Licht sehen, ihre ganz persönliche Antwort geben und alle dabei notwendigen Veränderungen angehen. Die dem menschlichen Tun zuvorkommende Gnade und Zuwendung Gottes findet in den Evangelien ihren Ausdruck am deutlichsten in den Heilungstaten Jesu, die im Exerzitienbuch in der Auswahl der Bibelstellen nicht vorkommen. Sie zu betrachten und zu verinnerlichen und vielleicht auch ein Heilwerden an sich zu erfahren scheint daher eine angemessene Aufgabe für die Erste Woche der Exerzitien zu sein.

*O Vater und Mutter, Freundin und Freund* – das ist keine wörtliche Übersetzung der Worte, mit denen Mary Ward in den autobio-

graphischen Aufzeichnungen Gott anredete: „o parent of parente, and frind of all frinds“.

Aber die traditionelle Übersetzung „o Vater der Väter und Freund aller Freunde“ trifft es eben auch nicht. Denn im Englischen bedeutet „parent“ Elternteil und „friend“ sowohl Freund wie auch Freundin.

Das Gemeinte ist aber klar. Gott wird in zwei Bildern gesehen, im Bild der Elternschaft und in dem der Freundschaft. Gott gibt – wie Vater und Mutter dies oft tun – Trost, Schutz und Geborgenheit, und den Glaubenden ein Zuhause in einer geordneten, sinndurchwirkten Welt. Gott wird zugleich erfahren – wie das oft in Freundschaft geschieht – als Begleitung, mit der zusammen das Leben bestanden werden kann, als Gefährtenschaft, die durch Geben und Empfangen, durch Ermutigung und Korrektur gekennzeichnet ist.

Dies entspricht, nach dem Religionspsychologen Dieter Funke, der doppelten Struktur, die der biblische Religionsbegriff aufweist. Religion in diesem Sinn ist nicht bloß Stabilisierung des Gegebenen, sondern zugleich Aufbruch in eine neue Identität und prophetischer Aufruf zur Veränderung. Für die christliche Religion formuliert Funke, sie suche „einerseits Trost zu spenden, zu schützen, sie gibt Geborgenheit und integriert die komplexe Wirklichkeit zu einem sinnvollen Ganzen, und sucht andererseits zu provozieren, zu stimulieren, zu emanzipieren und zum Aufbruch zu bewegen.“<sup>4</sup>

Finden sich diese beiden Aspekte auch in den Exerzitien des Ignatius wieder? Die Perspektive des Aufbruchs im Sinn der Nach-

---

<sup>3</sup> Griechisch: metanoete, also eigentlich: Denkt um!

<sup>4</sup> Dieter Funke, Im Glauben erwachsen werden. Psychische Voraussetzungen der religiösen Reifung, München 1986, 100.

folge Jesu ist prägend für die Zweite, Dritte und Vierte Woche der Exerzitien, für Zeitabschnitte, in denen diejenigen, die Exerzitien machen, sich in die Nachfolge rufen lassen und mit Jesus den Weg seines Lebens, seines Sterbens und seiner Auferweckung gehen. Die Leitfrage für diese Zeiten ist die Frage: „Was soll ich für Dich, Jesus, tun?“

Als Fundament dafür wird vorher (und immer wieder) meditiert, dass den Menschen von Gott her ein zuvorkommendes Ja und eine Fülle von Gaben geschenkt sind. Zugleich darf in einer solchen ersten Phase der Exerzitien alles zum Thema werden, was diese Zuwendung Gottes zur je einzelnen Person im Lauf ihres Lebens verdunkelt hat. Die Frage Jesu an den blinden Bartimäus: „Was soll ich dir tun?“ kann zur Leitfrage, die Heilungserzählungen der Evangelien können zum Katalysator eines solchen Prozesses werden.

So finden sich im Exerzitienprozess beide Aspekte wieder. Zu bestimmten Zeiten stehen das Sich-annehmen-Lassen, Heilung, Befreiung und Erlösung im Vordergrund, zu anderen Zeiten das Sich-rufen-Lassen in die Gefährten- und Freundschaft Jesu und die Einladung, mit ihm zu leben, zu sterben und aufzuerstehen. Auch für die tägliche Meditation wird bald das eine, bald das andere im Vordergrund stehen: einmal die Sehnsucht nach und die Bitte um Geborgensein, Angenommenwerden, um Trost und Hilfe; ein anderes Mal das Gewährwerden der Herausforderung, die Notwendigkeit der Veränderung, das Gerufensein zum Aufbruch im Sinne des „Mir nach“.

### **Der Spur Seiner Schritte im Leben folgen**

In ihren Exerzitien im Jahr 1618 kam Mary Ward zu einem Zeitpunkt, an dem die Exerzitien das noch gar nicht vorsehen, nämlich gleich zu Beginn bei den Betrachtungen über das „Prinzip und Fundament“, zu deren christologischem Kern, der Nachfolge Christi:

*„Ich war glücklich, als ich erkannte, dass die Weise, wie Christus mit allen geschaffenen Dingen umging, die vollkommenste war.*

*Ich liebte sie und hatte den Wunsch, denselben Weg zu gehen [...]*

*Vorzuziehen wie Christus war der Anteil an Gnade, den allein ich als meinen Teil ersehnte, und alles Glück, das ich mir für dieses Leben wünschte; denn es schien für mich besser zu sein als jede andere Gabe, am besten dafür geeignet, in einer Welt mitten unter Menschen zu leben und die damit verbundenen Wechselfälle durchzustehen.*

*Da nahm ich mir vor [...] mit großer Liebe zu umfassen, was mich Christus im Leben und in der Handlungsweise ähnlich macht.“*

Vorgehen wie Christus: Das wird zum Maßstab und Modell für die Einrichtung des Lebens, für den Umgang mit den Dingen, für die Zuwendung zu den Menschen, für das Vertrauen auf Gott, für die Entscheidungen, die zu treffen sind, für das Schwere, das es zu tragen gilt, für die Hoffnung, die bestehen bleibt ...

Vorgehen wie Christus, das ist bei Mary zunächst eine Sache des Herzens und der Liebe. So geht die Passage oben weiter: *„Ich liebte [diese Weise] und hatte den Wunsch, denselben Weg zu gehen, hauptsächlich deshalb, weil er ihn ging. Ich empfand eine große Liebe, diesen Weg noch aus einem anderen Motiv oder Grund zu gehen, konnte es aber nicht erkennen. Es handelte sich nicht um die Belohnung der guten Taten oder die Bestrafung der schlechten, sondern um etwas anderes Innerliches“*. Wir können nur raten, was dieses andere Motiv war. Mary fährt fort, dass es ihr die allerbeste Gabe unter allen Gnadengaben zu sein scheint und einfach der beste Weg, das eigene Leben zu gestalten und zu bestehen. Vielleicht ist das der andere Grund: die Erkenntnis, dass auf diese Weise alles zusammenpasst. Nachfolge und Nachahmung aus Liebe zu Christus, aber ebenso aus Erkenntnis und Überstimmung.

Es gibt eine kleine Kontroverse, ob Nachfolge Jesu seine Nachahmung bedeute, wie ja der Klassiker „Imitatio Christi“ korrekt übersetzt werden müsste. Jesus nach zweitausend Jahren in allem

zu imitieren, dürfte nicht nur schwierig sein, sondern könnte womöglich auch angesichts geänderter Umstände zu falschen Entscheidungen führen. Andererseits kann Nachfolge nicht nur ein ungefähres In-dieselbe-Richtung-Gehen meinen, sondern bedeutet auch Anprobieren und Einüben. Es muss dabei gleichzeitig um einen Übersetzungsprozess gehen, der im Dialog zwischen den Gegebenheiten und Anforderungen des eigenen Lebens in gegenwärtiger Zeit und dem Vorbild und den Handlungsweisen Jesu, wie sie uns in den Evangelien gezeigt werden, stattfindet. Zu diesem Dialog gehört einerseits das Zwiegespräch mit Jesus, andererseits die Praxis der Reflexion und geistlichen Unterscheidung, um spezifischen Situationen gerecht zu werden. Dieser fortwährende Vorgang lässt sich vielleicht mit dem Satz zusammenfassen: „Der Spur Seiner Schritte in meinem Leben folgen.“

Mary Ward war 1618 noch auf der Suche. So schloss sie ihre Aufzeichnung mit der Feststellung: *„Ich war danach bekümmert und unruhig wegen einiger Befürchtungen, diese Nachahmung unseres Erlösers, die ich nun so sehr ersehnte, könnte nicht mit meiner Wahl und der beschlossenen Lebensweise zusammengehen. Ich hätte mich gern beider erfreut.“* Wie sind diese Bedenken zu verstehen? Mary wusste sich seit ihrem 16. Lebensjahr zum Ordensleben berufen. Auch wenn sie sich inzwischen vom streng klausurierten Kloster entfernt hatte, schien sich in ihrer Vorstellung dennoch das Leben mit den Gelübden zu unterscheiden von einem Leben, das in allem am Beispiel Jesu Maß nimmt. Statt aber dies als zwei unterschiedliche und sich gegenseitig ausschließende Wege zu sehen, wird sie lernen, das Vorangehen wie Christus als die fundamentale Weise eines jeden Christenlebens zu verstehen. Diese lässt sich in verschiedenen Formen konkret umsetzen – eine davon ist das Ordensleben.

So kann der Anfang der 17. Regel (aus den 81. Regeln, an denen sich die Schwestern von den Anfängen zur Zeit Mary Wards bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts orientierten) durchaus

als Richtschnur des christlichen Leben überhaupt gelesen werden: „... das Beispiel Christi immer vor Augen haben und ihm, soweit die Kräfte es erlauben, gleichförmig werden.“

### **Dass Gott für uns in allen Begebenheiten Nutzen und Weiterentwicklung haben will**

In der großen Biographie über Mary Ward von Marcus Fridl aus dem Jahr 1735 finden sich Textauszüge aus dem heute leider verschollenen „Allocutionen-Büchlein“. Der folgende Text kann beim ersten Lesen altmodisch und verstaubt wirken. Dann aber zeigt sich im letzten Satz ein überraschend großes Gottesbild.

*Wir sagen alle: „O wenn ich nur wüsste, was Gottes Wille ist, dann würde ich ihn gern erfüllen.“ Doch bemerken wir bei uns selbst, dass wir darin nur langsam vorankommen. Ich will euch aber sagen, wie eine jede den Willen Gottes erkennen kann.*

*Erstens weiß man im Grunde gut, dass alles das der Wille Gottes ist, was der schuldige Gehorsam fordert. Denn das ist gewiss der Wille Gottes. Dessen könnt ihr sicher sein.*

*Zweitens kann man den Willen Gottes gut in den Widerwärtigkeiten und Betrübnissen erkennen, die man in sich selbst empfindet. Hier kann man sich selbst versichern, dass Gott dies zu unserem größeren Nutzen geschickt oder zugelassen hat. Denn es ist gewiss, dass Gott in allen Begebenheiten für uns Nutzen und Weiterentwicklung haben will.*

Den Willen Gottes in dem finden, was einem im Gehorsam abverlangt wird, scheint nur für Ordensleute zu gelten. Sie entscheiden sich freiwillig dazu, weil sie sich davon einen Mehrwert versprechen. Dieser Mehrwert entsteht ganz praktisch dadurch, dass man sich in ein größeres Ganzes einbringt. Auf einer anderen Ebene entlastet der Gehorsam davon, sich vorwiegend an den Schwan-

kungen der je eigenen Befindlichkeiten zu orientieren und von den Grenzen eigener Erkenntnisfähigkeit eingeschränkt zu werden. Diese Beschreibung zeigt schon, dass das Gehorchen nicht auf die beschränkt ist, die ein Gelübde dazu abgelegt haben. Im menschlichen Zusammenleben, wie z.B. in der Familie ist Gehorchen notwendig. In der Verfolgung eines Zieles, wie z.B. des wissenschaftlichen Fortschritts ist Gehorchen notwendig. In den Verpflichtungen, die man im Lauf eines Lebens eingegangen ist, geht es ohne Gehorsam nicht ...

Zum zweiten Punkt: Das Gute und Schöne dankbar aus der Hand Gottes anzunehmen, ist keine allzu schwere Übung. Beim Widrigen und Schlechten auch an Gott zu denken, wäre schon aus Gründen der Logik angebracht. Freilich tut sich der Mensch schwer, das richtig zu deuten. Will Gott das Schlechte, das Schwere, das Leiden? Oder will er es nicht, lässt es aber zu? Mary Ward tendiert eher zu Letzterem.

Sicher ist für sie aber das Eine: Gott will für uns nichts anderes als Gutes und unsere menschliche Reifung. Wenn wir uns diesen Gedanken zu eigen machen, dann fällt bisweilen ein anderes Licht auf das, was uns zu akzeptieren so schwer fällt.

Diese andere Blickrichtung berührt sich mit den Gedanken, die die Logotherapie von Viktor Frankl entwickelt hat, dass es nämlich bei der Bewältigung von Krisen hilft, einen Sinn für sein Leben gefunden zu haben. Das Schöne sehen, kreativ sein oder einen Menschen lieben, sind wichtige Sinnziele, aber auch das Ziel, das Schwere als aufrechter Mensch zu bestehen. Mit der Aussage Mary Wards wissen wir dabei Gott an unserer Seite.

## „Den roten Faden im Leben finden“

### Der Lebensweg des Ignatius von Loyola und die eigene Biografie

*Von Sr. Christa Huber Cj, veröffentlicht in Die MALTESER. Der Souveräne Malteser-Ritter-Orden und seine Werke in Österreich 2/2022*

Wie damit umgehen, wenn ich gerade nicht weiß, wie es in meinem Leben weitergehen soll? Oder wenn es einen herben Einschnitt ins eigene Leben gegeben hat – eine Verletzung, eine Trennung, einen Verlust? Der Lebensweg des Ignatius von Loyola bietet sich geradezu exemplarisch dafür an, um über das Thema «Wendungen und Wandlungen im Leben» nachzudenken. 2021/22 sind es 500 Jahre seit seiner inneren Umwandlung.

### Wunde und Wandlung

Als junger Mann steht Ignatius im Dienst des Herzogs von Nájera und Vizekönigs von Navarra, er ist ehrgeizig, hat Großes im Sinn. Bei der Verteidigung von Pamplona zerschmettert eine Kanonenkugel sein Bein. Körperlich eine schlimme Wunde, biografisch eine Vollbremsung im Leben, das Ende der Karriere und der Lebenspläne. Ignatius ist 30, eine Zeitlang ist er in Lebensgefahr. Wie kam es, dass sein Leben in eine Verwandlung und nicht in eine Verbitterung geführt hat?

Es folgt ein monatelanges Krankenlager. Im Bett liegend gab es vier Dinge, die er tat: reflektieren – lesen – beten – träumen. Als er dabei überraschende Entdeckungen machte, vertiefte er das Reflektieren immer mehr. Er nahm die inneren Bewegungen seines Herzens wahr. Er betrachtete, wovon er träumte, welche Resonanz es auslöste, in welche Richtung ihn etwas führte. Führt etwas zum Leben, zu Gott – oder davon weg?

## **Präsentsein und wahrnehmen**

### **Eine kleine Übung der Aufmerksamkeit:**

Ich bin da, nehme den Atem wahr, ich bitte Gott, dass er mit mir auf meinen Tag schaue. So lasse ich die Ereignisse vor meinem inneren Auge vorbeiziehen, ohne sie vorschnell zu bewerten. Menschen und Begegnungen, was ich getan und erlebt habe, aber auch Empfindungen, Gefühle... Das ergibt eine Gelassenheit und einen kleinen Abstand zwischen mir und dem, was ich betrachte. Und was ich dabei entdecke, bringe ich ins Gespräch mit Gott.

## **Leben verläuft in Wendungen**

Manchmal erkennen wir im Leben viel später, im Nachhinein, dass ein Erlebnis für etwas gut war oder dass dort, wo sich eine Tür geschlossen hatte, danach etwas Neues entstanden ist.

Dass ein Weg nicht mehr weiterging, dies hatte Ignatius mehrfach erlebt. Die schwere Beinverletzung, die alles stoppte, was es vorher in seinem Leben gegeben hatte. Später der Franziskanerprovinzial, der es ihm nicht erlaubte, im Heiligen Land zu bleiben. Dann die Inquisition, die ihm die Seelsorge verbot, bevor er nicht noch mehr studiert hätte. Die kriegerischen Auseinandersetzungen im Jahr 1537, die den Schiffsverkehr im Mittelmeer verunmöglichten. Ein NEIN, NEIN und wieder NEIN...

Wie konnte er damit klarkommen? Er hatte im Laufe der Zeit immer mehr in eine «innere Freiheit» gefunden. In ein tiefes Vertrauen in Gott, dass es einen Sinn für den eigenen Lebensweg gibt, einen «roten Faden», der sich vielleicht zunächst noch gar nicht so deutlich zu erkennen gibt. Das, was ihm wichtig war, „den Seelen zu helfen“, hat sich dann auf andere Weise verwirklicht: im Jesuitenorden.

## **Heilwerden und frei in der Begegnung mit Jesus**

Aus seinen eigenen Lebenserfahrungen hat Ignatius «Geistliche Übungen» entwickelt. Dazu gehört z.B. eine Meditation mit der Bibel und dem eigenen Leben:

Ich lasse eine biblische Szene vor dem inneren Auge lebendig werden und gehe auch selbst hinein, komme in eine Begegnung mit Jesus. Sein Interesse an mir spüren: Was sucht ihr? – Frau, warum weinst du? – Was willst du, dass ich dir tun soll?

Jesus steht am Ufer des Sees, als die Jünger eine erfolglose Nacht beim Fischen hinter sich haben. Er legt der verkrümmten Frau die Hände auf und richtet sie auf.

Dann wieder ins eigene Herz hineinhören: was ist meine Sehnsucht? Worum möchte ich Gott jetzt bitten?

So kann ein heilsamer Prozess in Gang kommen, kann Umwandlung geschehen.

## **Den eigenen Weg finden**

Ignatius vertraut auf die persönliche Berufung jedes Menschen und gibt Anregungen zur Entscheidungsfindung. Manchmal wird die Klarheit überraschend geschenkt. Häufig braucht es einen längeren Weg des Wahrnehmens: Wohin geht die Sehnsucht? Wo kann ich meine Begabung einbringen? Wie kann ich dem Leben dienen? Was hat Gott in mich hineingelegt, was traut er mir zu? Bei welcher Option finde ich inneren Frieden, Freiheit, Freude... Auch Gespräche mit einer Geistlichen Begleiter\*in können die Suche unterstützen, den eigenen „roten Faden“ zu finden.

## **Von Zweifeln, die Gott aufleuchten lassen –**

### **Mt 11, 2-11: Die Frage des Täufers und seine Bedeutung**

*Von Sr. Birgit Stollhoff Cf,*

*veröffentlicht auf [www.katholisch.de](http://www.katholisch.de)*

„Also, Gerstenmeier, frisch gestorben“ – so reagierte 1944 der Jesuit Alfred Delp auf die Verkündigung des Todesurteils durch die nationalsozialistische Justiz. Tage danach notiert er: „Ich bin noch nicht erschrocken und noch nicht zusammengebrochen. Die Stunde der Kreatur wird schon auch noch schlagen...“ Also doch, auch er, der Märtyrer, der den Prozess sicher und souverän durchgestanden hatte, ahnte, dass auch für ihn noch eine Phase des Zweifels und der Mutlosigkeit kommen würde.

Damit steht er in guter Nachfolge von Johannes dem Täufer. Johannes den Täufer kennen wir als wilden Mann aus der Wüste, der überraschend demütig wird und sich selbst zurücknimmt, als Jesus kommt. Er ist auch das ungeborene Kind, das vor Freude im Bauch hüpfte, als er beim Besuch von Maria den ebenfalls ungeborenen Jesus schon wahrnehmen kann. Ein Mensch mit kindlichem Gottvertrauen und ein starker Mann also – mehr Glaube geht nicht, oder? Johannes tritt stark auf als Bote Gottes, mahnt, kritisiert und droht und handelt überzeugt bis provokativ – alles, was einen echten Propheten ausmacht. Und doch zweifelt er am Schluss kurz vor seiner Enthauptung.

Ich finde es beruhigend, dass zwei so starke Glaubensgestalten zweifeln. Umgangssprachlich nennen wir es Torschlusspanik – die „Angst vor dem Endgültigen“. Dann, wenn eigentlich alles perfekt sein sollte, der Weg gegangen, der große Kampf gekämpft ist, genau dann, kurz vor dem Ziel, kommt die blanke Panik, die Angst vor der Sinnlosigkeit. Und meist entfesselt sich dieser Fra-

gen- und Gefühlssturm in fragilen Übergangssituationen: kurz vor der Hochzeit, vor dem Aufbruch ins Ausland, vor der Ewig-profess... Oder auch – weniger dramatisch: kurz, bevor das ach so besinnliche Weihnachtsfest beginnt, kurz bevor das lange überlegte ungewöhnliche Geschenk ausgepackt wird, oder auch: kurz, nachdem man die Absage an die Familie ausgesprochen hat. Kurz vor oder nach dem entscheidenden Moment kommt die Frage: Ist das so richtig?

Wir dürfen zweifeln und wir dürfen es auch an so hochemotionalen Festen - zwischen Alltagsstress und Fest-Anspruch, zwischen Wohnung-putzen und alles-muss-perfekt-sein. Der Zweifel, so erlebe ich es bei mir immer wieder, ist die kleine Sollbruchstelle für die Gnade. „There is a crack, a crack in everything. That's how the light gets in.“, singt Leonard Cohen. Der Zweifel bedeutet für mich, dass ich meine Welt nie perfekt gestalten kann, dass ich nie für alle Ewigkeit die 100% richtige Entscheidung treffen kann. Der Zweifel sagt mir, dass mein Leben immer zerbrechlich bleibt und dass ich letztlich ganz auf Gott angewiesen bin. Ein Ordensleben ist nicht richtig, weil ich die bestdurchdachte Entscheidung getroffen habe, sondern weil ich es jeden Tag mal mehr recht und mal mehr schlecht lebe. Weihnachten ist kein Hochfest, weil die Gans perfekt gebraten ist und die Kinder die Zimmer aufgeräumt haben. Der Partner ist nicht besser oder schlechter, nur weil wir ausgerechnet heute am Hochzeitstag streiten. Gott wollte Mensch werden und er wollte in diese Welt kommen, nicht in eine bessere oder andere. Und so kann ich dann Weihnachten wieder gut ertragen. Kann zur Krippe gehen: Gott mit Ochs und Esel im Saustall geboren – schlimmer ist es bei mir dann doch auch nicht.

## **EXODUS – Ein Volk unterwegs**

### **Der Ausgangspunkt**

*Von Sr. Cosima Kiesner C.F.,*

*veröffentlicht in: Ordenskorrespondenz 4/2022, S. 446ff.*

Unsere Ordenssituation ist mir nicht neu, als ich vor zweieinhalb Jahren die Aufgabe als Provinzoberin der Congregatio Jesu in der Mitteleuropäischen Provinz übernehme. Ich kenne die Altersstatistik und weiß, ich gehöre zur Zwischengeneration. Ich kenne unsere Herkunft mit dem Ordensprofil von Bildung und Erziehung und habe sehr bewusst den Wechsel zum klar ausgerichteten ignatianischen Ordensprofil mitvollzogen. Aus den Englischen Fräulein ist die Congregatio Jesu geworden.

In diesem Namenswechsel mag sich der Übergang von etwas Altem zu etwas Neuem manifestieren, aber das ist verkürzt gedacht. Es geht immer um die eine, die ursprüngliche, die tragende und vorantreibende Vision Mary Wards, die sich neu ausbuchstabiert.

### **Die Realität**

In diesen zweieinhalb Jahren sind in Deutschland 55 Schwestern gestorben, neun weitere in den zur Provinz gehörenden Niederlassungen in Österreich, Südtirol und Ungarn. Aber wir sind immer noch viele! 288 Schwestern zählt unsere Provinz. 43 davon sind unter 70 Jahre alt.

Das Alter spielt eine Rolle, wichtiger aber sind Fitness und Belastbarkeit. Glücklicherweise haben wir tüchtige Schwestern und sogar etliche der alten Schwestern um die 80 sind noch fähig, Ämter auszuüben und sich positiv und stützend in die Gemeinschaft einzubringen. Einige jüngere wiederum sind wenig belastbar, kämpf-

fen schon mit Krankheit, dem Leistungs- und Tempodruck dieser Zeit, mit Überforderung.

Pandemie und Kriegsgefahr, Teuerung und Sorge, wie es uns im hohen Alter ergehen wird, beschäftigen uns. Eine besondere Herausforderung ist der Umzug von über 80jährigen Schwestern durch Auflösung einer Niederlassung oder steigenden Pflegebedarf. Der Traum vieler Schwestern von einem sicheren Ort nach all den Plagen vieler Jahrzehnte löst sich auf, denn ordenseigene Alten- und Pflegeheime, die in den letzten Jahrzehnten eine so positive Perspektive für die nun alt gewordene Generation geschaffen haben, können wir nicht mehr selbst tragen. Daran sind meist mehrere Faktoren beteiligt: es sind keine Oberinnen mehr zu finden, das Gebäude bräuchte unverhältnismäßige Investitionen für Sanierung und Brandschutz, Pflegepersonal fehlt und die mittragende Kommunität wird selbst zu alt, um noch stabilisieren zu können. Zurück bleiben Verunsicherung, Haltlosigkeit, Nicht-Verstehen, Angst, Widerstand und doch gibt es so oft auch ein zaghaftes Einstimmen in die nötigen Veränderungen.

Es sind gravierende Veränderungsprozesse, schwere Entscheidungen. Sie betreffen die Schwestern, die die Veränderung erleiden, und die Leitung, die ihnen diese Last auferlegt, in ihrem Innersten. Manchmal scheint es fast unmöglich, auch nur einen weiteren Schritt zu tun. Es sind doch schon alle am Rande ihrer Kraft.

Die Realität kann ich nicht ändern. Doch weil sich Realität aus einem dynamischen Prozess von Gegebenem und Gelebtem entfaltet, möchte ich sie positiv mitgestalten, so schwer die Entscheidungen auch sein mögen. Die Schwestern und unsere Gemeinschaftsstrukturen sind gebrechlich geworden. Jetzt gilt es neue tragende Lösungen zu finden. Das Ziel ist ein besseres Morgen.

## Die Interpretationsfolie

Seit meiner Ernennung zur Provinzoberin zieht mich die Exodus-Geschichte des Volkes Israel in den Bann. Am Beginn der Provinzratssitzungen lesen wir fortlaufend Teile dieser Geschichte. Aktuell sind wir im Buch Numeri angelangt, Kapitel 22. Wir betrachten einzelne Abschnitte in persönlichen und gemeinsamen Gebetszeiten und tauschen uns über unsere Empfindungen und Erkenntnisse aus, im Rat und bei Kommunitätsbesuchen. In den Provinzbriefen greife ich oft ein Zitat aus diesen biblischen Texten auf, lade zum Nachlesen der ganzen Stelle ein und beziehe das biblische Geschehen auf unsere Situation heute. Es ist ein spannendes und überraschendes Unterfangen, aufgrund dieser uralten Geschichte unseren eigenen Weg heute zu interpretieren und lebendig zu erfassen. Die archetypischen Muster vollziehen sich immer wieder neu und auch heute begegnet uns die immer gleiche Herausforderung, in Not und Bedrängnis zu glauben und zu handeln. Einige dieser Parallelen zwischen damals und heute liegen auf der Hand, wenn ich die Geschichte des Exodus und unsere Situation in exemplarischen Zügen nachzeichne:

In welcher Situation befand sich das Volk in Ägypten? Nach einer Zeit des Aufblühens und der Stärke, in der das Volk anerkannt und geachtet war, folgte eine Zeit des Niedergangs und der Versklavung. In diese Situation hinein schickte Gott Mose mit der Verheißung vom gelobten Land. Aber das Volk musste mühsam überzeugt werden. Außerdem ließ es der Pharao nicht frei. Was in der Bibel nur wenige Kapitel sind (Ex 5–11), dauerte wohl Jahre. Jahre, in denen das Gottesvolk genauso unter den Plagen zu leiden hatte wie die Ägypter selbst, unter denen sie lebten. Erst dann sammelte sich das Volk und bewegte sich. Erst dann erreichte das Volk den Moment des Losziehens und im Durchzug durch das Rote Meer begann eine Trennung vom Alten.

Auch unser Aufbrechen ist ein schon lang andauernder Prozess. Ich erlebe ihn seit meinem Eintritt Mitte der 80er Jahre. Für die vielen Schulen, an denen die Schwestern tätig waren, gibt es nicht mehr genug Kräfte. Eine Schule nach der anderen wird in fremde Trägerschaften abgegeben oder Stiftungen werden gegründet. Mit dem Auszug aus Schulleitungen und Trägerschaften geraten wir auch als Gemeinschaft aus dem Blick. Wir werden einflusslos, bedeutungslos. Doch mit den eigenen Werken lassen wir bereits viele Lasten los, wenn auch manche noch nicht ganz. Das holt uns immer wieder ein. Wir müssen nacharbeiten und weitere Schritte des Loslassens gehen. Aber wir sind noch nicht am Ende.

Wie geht es weiter mit dem Volk Israel nach seinem Durchzug durch das Rote Meer und seiner Rettung? Sobald es die Wüste betrat, ging neue Mühsal los. Das Volk irrte umher, es litt unter Durst. Die Wasser, die die Israeliten fanden, waren bitter. Ständig musste Mose mit Gott verhandeln, weil das Volk murrte und schrie. Sie waren heimatlos und das Unterwegssein schien schlimmer zu sein als die Sklaverei. Das alte Leben in Ägypten hatte ihnen wenigstens Halt gegeben. Jetzt gab es auch den nicht mehr.

Ist das nicht eine typische Reaktion? Ungewissheit zu ertragen über Tage und Monate, ja über Jahre, verunsichert auch uns Schwestern. Welchen Weg sollen wir einschlagen? Wie gestalten wir ihn? Wie interpretieren und leben wir unser Charisma heute? Immer wieder schauen wir auf Mary Ward und ihr Ringen um diese vor 400 Jahren so neue Idee einer Frauengemeinschaft im seelsorglichen Dienst. Die Schulen boten Raum, pastoral unterwegs zu sein. Viel Wertvolles wurde durch den jahrhundertelangen Bildungs- und Erziehungseinsatz geleistet mit Auswirkungen auf die Entwicklung des Frauenbildes in unserer Gesellschaft und weltweit. Während dieses Unterwegsseins entdecken wir mehr und mehr unsere ignatianischen Wurzeln. Wir entdecken mehr und mehr Möglichkeiten pastoraler Einsätze für Frauen und werden uns bewusst,

dass erste Gefährtinnen Mary Wards schon in der Untergrundkirche Englands im frühen 17. Jahrhundert seelsorglich tätig waren. Immer wieder fragen wir uns – wie viele andere Orden auch – wo heute die Not am größten ist und versuchen darauf zu antworten. So sind wir aktuell in sehr unterschiedlichen Bereichen aktiv. Und dennoch: Bitterwasser trinken wir häufig, weil jede Schließung einer Niederlassung bitter ist, weil Schwestern dabei leiden, weil so viel aufzugeben und zu lassen ist, wo doch jede so viel Schweiß und Verzicht, so viel Einsatz und Mühe und Liebe in diese Aufgabe, in dieses Werk hineingegeben hat. Woher wir den Mut genommen haben, auf einer Provinztagung um das Jahr 2000 zu entscheiden, dass wir lieber früher traditionelle Niederlassungen aufgeben, als die Einsätze der jüngeren Schwestern so zu planen, dass sie alte Kommunitäten stabilisieren, weiß ich nicht. Aber diese Entscheidung ist gefallen und so können wir neben unzähligen Auflösungen auch neues schaffen. So gewinnen wir Flexibilität, ein breites Spektrum an Einsätzen und Präsenz an neuen Orten und in neuen Aufgabenfeldern.

Die Lage des Volkes Israel spitzte sich besonders dramatisch zu, als die Kundschafter aus Kanaan zurückkamen (Num 13 und 14). Eigentlich lag das neue Land schon vor ihnen. Sie hätten nur noch hineinziehen müssen. Gott wäre mit ihnen gewesen. Natürlich waren schon andere vor ihnen da. Aber was hatten sie erwartet? Ein neues, völlig unbewohntes Land, das nur ihnen gehört? Trotz aller Zeichen und Wunder auf dem Weg durch die Wüste ließ sich das Volk nicht auf das Risiko ein, in ein Land zu ziehen, in dem andere leben. Die Bedrohung schien ihnen zu groß. Die Folge ihrer Weigerung, mit Gott in dieses neue Land einzuziehen, lässt mich erschrecken: über 40 Jahre lang wird die Wüstenwanderung nun andauern, denn niemand, der sich Gott verweigert hatte, sollte das gelobte Land betreten.

Diese biblische Stelle ist mir persönlich in meiner Aufgabe als Provinzoberin momentan sehr nah, denn sie zeigt mir so deutlich, dass wir ohne Vertrauen in Gott nicht vorankommen und dass wir im Festhalten und im Verweigern von Schritten das größte Risiko eingehen umherzuirren. Ich höre in der Stimme Kaleb's Gottes Ermutigung, angstfrei und ohne Zögern voranzuschreiten und lieber auch mal fehl zu gehen. Selbst das wird uns voranbringen. Dennoch ist es tröstlich zu sehen, dass auch das Volk, das sich verweigert, nur eine begrenzte Zeit herumirren muss. Auch 40 Jahre sind keine Ewigkeit. Wir dürfen also auch Verweigerungen und Ängstlichkeiten leben. Ich aber wähle lieber die andere Möglichkeit. Die des Risikos? Nein, die des Vertrauens. Es gibt so viele erstaunliche Wendungen, neue Möglichkeiten tun sich auf, Lösungen zeigen sich. Das habe ich in den vergangenen zweieinhalb Jahren überraschend oft erleben können. Und an dieser Stelle muss ich einfach mal sagen, wie großartig es ist, dass die Schwestern mitgehen, sich trotz Wehmut, trotz Ängsten aufmachen und Neues leben. Wir sind als Congregatio Jesu hier in Deutschland, in der Mitteleuropäischen Provinz und weltweit mutig und mit Gottvertrauen unterwegs.

## **Das Ziel**

Unterwegs sein ist „in“. Am besten reist man natürlich auch noch „mit leichtem Gepäck“. Aber unser Unterwegssein entscheidet sich gravierend vom Herumirren, das in dem oft zitierten Satz mitschwingt „Der Weg ist das Ziel“. Nein. Der Weg selbst ist niemals das Ziel. Der Weg ist wertvoll, weil er uns dem Ziel näherbringt. Er ist wertvoll, weil er uns reifen lässt, uns stärker macht oder auch schwächt, vielleicht macht er uns bewusster oder sensibler. Der Weg ist die Herausforderung, um ein wünschenswertes Ziel zu erreichen. Was also ist das Ziel unseres Unterwegsseins? Am Anfang schon habe ich unseren Namenswechsel erwähnt. Als Englische Fräulein hatten wir eine Identität, die über Jahrhunder-

te gewachsen war. Als Congregatio Jesu muss sie sich noch entwickeln. Aber so wie das gelobte Land Verheißung und Ziel des Volkes Israels war beim Aufbruch aus Ägypten, so ist unser neuer Name Verheißung und Ziel unseres Unterwegsseins als Ordensgemeinschaft im 21. Jahrhundert. Wir lassen uns von Christus versammeln, so wie Jesus seine Jünger zu sich ruft. Er lässt sie bei sich sein, um sie zu lehren. Dann aber schickt Er sie voraus in die Städte und Dörfer, dorthin, wohin Er selbst kommen will (vgl. Lk 10,1). Darin entfaltet sich eine beständige Bewegung: zu Jesus kommen, sich um Ihn versammeln, bei Ihm sein und dann wieder losgehen, zu den Menschen, hierhin und dorthin. Jesus ruft und Jesus sendet. Unser Ziel liegt darin, immer mehr einzuschwingen in diese Dynamik Gottes.

### **Der Spagat**

Unsere Herausforderung ist klar zu umschreiben: Wir wollen einerseits das Unzeitgemäße gut zu Ende führen und gleichzeitig Wertvolles bewahren sowie Neues entstehen lassen. In der Verantwortung der Provinzleitung erleben wir diesen Spagat hautnah. Wir treffen die Entscheidungen für Auflösung und Umzug. Wir begleiten so gut wie möglich die einzelnen Schwestern und die Oberinnen. Unser Herz geht mit in der Trauer über all die schwierigen Schritten des Loslassens, des Packens, des Verabschiedens. Die Auflösung einer Niederlassung zieht sich in der Regel mehrere Jahre hin von der Verkündigung bis zum letzten Abschließen der Tür. Unzählige Schritte sind zu gehen und alle emotionalen Aufs und Abs auszuhalten. Jede Schwester, jede Oberin leistet in dieser Zeit Unglaubliches. Es sind vielfältige emotionale Prozesse, die gleichzeitig ablaufen: Während die eine Schwester anfängt zu räumen, ist die andere noch in der Schockstarre. Ist die eine am Weinen, nimmt sich die andere gerade mutig zusammen. Blickt die eine positiv in die Zukunft und freut sich an neuen Möglichkeiten, trauert die andere um die goldenen Zeiten der Vergangen-

heit. Jede Schwester hat ihr eigenes Tempo und ihre eigene Art der Verarbeitung.

Hinzu kommen die Herausforderungen mit den Angestellten. Manche verlassen die Kommunität frühzeitig, weil sie eine neue Stelle gefunden haben. Dienste sind umzuverteilen, Spannungen entstehen. Nichts davon kann ich wegnehmen, nichts abnehmen, nur mitgehen, unterstützen. Das ist möglich, weil das Leitungsteam im Provinzialat, Mitarbeitende in der Verwaltung und vor Ort mittragen, weil unendlich viele Schwestern beten und weil so viele rundum die nötigen Schritte tun, um dieses Vorangehen zu ermöglichen.

Aber das ist ja nur eine Seite, auf der anderen sind die jüngeren Schwestern mit ihren Sehnsüchten, ihren Berufungsmotivationen, ihren konkreten Arbeitsaufträgen und Sendungen, ihren alltäglichen Schwierigkeiten. Auch auf dieser Seite des Spagats braucht es Zeit zum Gespräch, Zeit zum Klären des nächsten Schritts und des nächsten Einsatzes. Gerade weil diese jüngeren Schwestern nicht mehr in eine fertige Struktur einer traditionellen Kommunität integriert werden, müssen wir langwierige Such- und Klärungswege gehen und für Experimente offen sein. Welche Ideen von Ordensleben bringen die Schwestern mit und wie passen diese zu unserem Selbstverständnis? Wie kann Gemeinschaft in der Zerstreuung gelebt werden? Was unterscheidet unsere pastoralen Einsätze als Mitglied der Congregatio Jesu von den Einsätzen einer Pastoralreferentin, wenn die Schwester vor Ort genauso allein lebt wie diese? Wie können wir unsere wenigen Kräfte frei halten von Verwaltungsaufgaben? Es sind unzählige Fragen, die uns auf dieser Seite der Herausforderung begleiten. Auch hier versuchen wir, Schritt für Schritt zu gehen. So experimentieren wir derzeit mit einer Apostolischen Kommunität, zu der aktuell sieben Schwestern an vier Wohnorten gehören. Wir versuchen in den Sendungsgesprächen miteinander zu ringen, wo der Wille Gottes

sichtbar wird und experimentieren auch mit ehrenamtlichen seelsorglichen Einsätzen. Jüngere Schwestern engagieren sich in der Jugendarbeit, in der qualifizierten Begleitung von Menschen, in der Flüchtlingsarbeit und Nachbarschaftshilfe, in Mitlebe-Angeboten, im Sportverein, in Wochenendseminaren und Exerzitienbegleitungen. Diese Angaben sind nicht vollständig, sie vermitteln nur eine Ahnung der Bandbreite, in der wir Schwestern derzeit unterwegs sind. Ein herausfordernder Spagat bei vielen individuellen Gestaltungsmöglichkeiten.

### **Der nächste Schritt**

Wenn ich selbst lese, was ich hier schreibe, dann lächle ich, weil so deutlich aufscheint, dass sich Antworten im Unterwegssein formen. Ich sehe uns umherwandern und suchen. Und Gott lässt uns gelobtes Land finden. So haben wir gute Orte externer Pflege für inzwischen über 40 Schwestern gefunden und lassen Schwestern Sendungen wahrnehmen, bei denen ihre Motivation und Einsatzfreude hoch sind und ihre Menschenliebe zum Tragen kommt. Wir gehen auch fehl, müssen etwas verändern oder nachjustieren. Aber wir sind mit Gott unterwegs. So bin ich voller Vertrauen und Zuversicht, dass wir auch wieder irgendwo ankommen werden. Ich muss die Pläne Gottes nicht kennen, um Schritte zu gehen. Meine Aufgabe ist es vielmehr, aufmerksam zu sein und mithilfe meiner Schwestern, v. a. meiner Rätinnen zu unterscheiden, wo sich in den unterschiedlichen Impulsen Gottes Anregungen zeigen. Manches klärt sich erst im Leben. Das ist unsere aktuelle Exodus-Geschichte als Congregatio Jesu.

### **Trotzdem hoffen – 33. Sonntag im Jahreskreis**

*Von Sr. Birgit Stollhoff CŹ,*

*veröffentlicht in der Augsburger Sonntagszeitung*

Das bringt alles nichts. Ich schaffe das nicht. Das geht nur schief und macht nur Ärger!

Manchmal scheint alles vergeblich. Wir mühen uns ab für eine gute Sache, und es bringt nichts. Die Versuche, ein gutes Verhältnis mit den schwierigen Schwiegereltern zu bekommen, enden an der Kaffeetafel in verletztem Schweigen. Die Versuche, mit viel Sport abzunehmen, enden hungrig mit der Tafel Schokolade in der Hand am Küchenschrank. Der lange geplante Familienausflug entwickelt sich zur Dauerdiskussion mit den Kindern. Das spannende Projekt im Beruf entwickelt sich zum Rohrkrepiierer und kostet nur noch Nerven beim E-Mail-Beantworten. Manchmal, so scheint es, ist alles vergeblich.

Aktuell leben wir in einer Welt, wo ich mir die „Vergeblich“-Fragen in sehr großen Dimensionen stelle. Politisch bin ich ein Kind des Abrüstens, des Mauerfalls, des geeinten Europas. Jetzt ist der Krieg wieder da, kommt der „Brexit“, skandieren wieder Nationalisten und gewinnen auch noch Wahlen. War alles umsonst? Waren die Träume und Ideen, mit denen ich groß geworden bin, nur politische Seifenblasen? Und wie ist das mit der Kirche? Seit 2000 Jahren gibt es sie, seit Jahrhunderten als feste Institution in Deutschland. Und wie geht es jetzt weiter? Der Missbrauch in der Kirche hat sie in ihren Grundfesten erschüttert – das finde ich notwendig und eher eine Ermutigung, die Kirche besser wieder aufzubauen. Hilflös macht mich die schweigende Abkehr – nicht ein diskutierender Atheismus, sondern eine schleichende Irrelevanz, ein „Nicht-mehr-Vorkommen“. War alles umsonst?

Das fragen sich die Erzähler in der Bibel auch. Mit den Gemeinden in der Kirche geht es schon früh bergab, schnell gibt es erste ernste Probleme und alles Tun der Apostel scheint infrage zu stehen. Jesus geht noch weiter und kündigt Katastrophen an, Erdbeben, falsche Propheten. Alles, was wir in der Kirche und auf der Welt aufgebaut haben, kann zerstört werden. Da ist die Bibel mal wieder unbestechlich ehrlich. Wenn es ernst wird, bietet die Bibel keinen billigen Trost.

Wie gehe ich dann mit der Situation um? Ich arbeite in der Jugendarbeit. Soll ich das einfach frustriert bleiben lassen? Den Jugendlichen keine Hoffnung mehr machen, sie nicht mehr ermutigen, die Welt und sich selber zu verbessern? „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.“ hat der große tschechische Reform-Politiker Vaclav Havel gesagt. Und Erich Fried hat in seinem Gedicht „Was es ist“ auf die ganzen Einwände – es sei Unsinn, Unglück, Schmerz, aussichtslos, lächerlich, leichtsinnig – festgestellt, dass es etwas gibt, das immer bleibt: die Liebe.

Was kann uns also in schwierigen Zeiten tragen, was gibt uns Hoffnung? Es ist das, was wir vielleicht vor dem Kind im Stall und bei jedem Neugeborenen spüren, voller Staunen und immer wieder als tiefes, eigenes Versprechen an uns selbst: Glaube, Hoffnung und Liebe. Solange wir Menschen lieben, wollen wir hoffen. Und solange wir aus Überzeugung, um eines großen Zieles willen etwa, um etwas hoffen, solange dürfen wir Gott glauben, dass am Ende doch alles gut wird.

## Wer bist du?

*Von Sr. Magdalena Winghofer CF*

*Ansprache zum Fest „Taufe des Herrn“*

In alten Zeiten, so erzählt ein Märchen, hauste im Wald ein böser Räuber. Um ihn zu erlösen, muss ein Mädchen eine schwere Frage beantworten, und nur dreimal darf sie antworten. Wenn die Antwort auch beim dritten Mal nicht richtig ist, verwandelt der Räuber das Mädchen in eine Steinfigur. Wenn die Antwort aber richtig ist, dann heiratet er das Mädchen und zieht mit ihr auf ein großes Schloss. Viele Mädchen waren schon in den Wald gegangen. Aber sie alle hatten die falsche Antwort gegeben und standen nun versteinert in einer tiefen Schlucht.

Als letzte ging die Tochter des reichen Bürgermeisters in den Wald. Sie war das schönste Mädchen der Stadt. Drei Jahre hatte sie der Vater zu einem klugen Lehrer geschickt, und alle Fragen konnte sie beantworten. Als sie einen Tag lang in den Wald hineingegangen war, begegnete ihr der Räuber und fragte sie: „Wer bist du?“ „Kennst du mich nicht?“, antwortete sie etwas schnippisch, „ich bin die Tochter des reichen Bürgermeisters.“ „Die erste Antwort ist falsch!“, sagte mit müdem Blick der böse Räuber. „Alle Leute sagen, ich sei das schönste Mädchen in der Stadt, und ich bin gekommen...“ „Die zweite Antwort ist falsch!“, unterbrach sie der Räuber. „Ich kann alle Fragen beantworten, drei Jahre habe ich es gelernt“, beeilte sich das Mädchen zu sagen. „Nun sage mir doch die Frage!“ „Auch die dritte Antwort ist falsch!“, rief der böse Räuber, und verhexte es in eine Steinfigur. [...] (Quelle unbekannt)

Wer bist du? Wer sind Sie? Was hätten Sie dem Räuber geantwortet? Wer bist du? Das heutige Fest will eine Antwort auf diese schwere Frage geben. Es ist zunächst eine Antwort für Jesus: Du bist mein

geliebter Sohn. Und damit auch eine Antwort für jede und jeden von uns: Als Getaufte sind wir Tochter, Sohn Gottes – das Tagesgebet hat uns daran erinnert.

So weit, so klar – solange wir hier in der Kirche sitzen. Aber ganz ehrlich: Ist es das, woran Sie denken, was Sie sagen, wenn Sie gefragt werden, wer Sie sind? Ist das nicht eher eine schöne Zusage für ein süßes Baby bei der Tauffeier, ein netter Satz für eine Sonntagspredigt?

Ein Satz, der schön klingt und sich gut anfühlt - aber draußen, im Leben, „in der Realität“ keine Relevanz hat? Dann, wenn es drauf ankommt. Wenn die falsche Antwort zur Versteinerung führt...Ist „Kind Gottes“ also sozusagen eine Kirchen-Identität, für Sonntage, Feiertage und gute Stunden?

Ein solcher „Sonntag“, eine besondere Stunde, war die Szene des heutigen Evangeliums sicher für Jesus: Der Himmel öffnet sich, der Heilige Geist kommt herab und die Stimme, die sagt „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden!“ Aber dann, wenn Sie bei Lukas weiterlesen, gleich darauf, wird die Sonntags-Stimmung verdorben.

Der Satan tritt auf und provoziert: „Wenn du Gottes Sohn bist.... stürz dich hinab!“ Es folgen die schreienden Dämonen: „Ich weiß, wer du bist! Du bist der Sohn Gottes!“

Und so geht es fort bis zum Ende des Evangeliums. Da wird noch einmal die Frage „Wer bist du?“ gestellt – vom Hohen Rat nach der Gefangennahme. Und es wird noch einmal nachgelegt: „Du bist also der Sohn Gottes?“ Das klare Ja Jesu bringt ihm das Todesurteil. „Du bist mein geliebter Sohn“ – das ist für Jesus also keine schöne Sonntags-Zusage, keine Kirchen-Identität jenseits des „richtigen Lebens“. Es ist vielmehr der rote Faden seines Wirkens, der Bogen,

der sich über das gesamte Evangelium schlägt. Es ist seine innerste Identität. Sie wird ihm zugesagt zu Beginn in der Taufe – sie bringt ihn am Ende ans Kreuz – sie prägt sein Leben zwischen Taufe und Kreuz. Diese Identität ist es, die ausstrahlt, die andere erkennen und spüren, die Jesus auch noch in der Passion unantastbare Würde schenkt. Sie ist es zugleich, die provoziert, herausfordert, Konflikte bringt, angefragt und getestet wird.

Von der Taufe bis zum Kreuz lebt Jesus aus dieser Identität. Nicht nur in schönen Sonntags-Stunden - er hält sie durch bis zum Tod. Und überwindet den Tod genau darum. Nein, diese Identität ist nicht harmlos!

Und auch kein Kirchen-Sprech für sonntags; nichts, was bei der Taufe so einfach dahergesagt ist! Vielleicht ahnen, vielleicht spüren Sie aber auch, welche Kraft darin steckt, dass da einer die Antwort weiß auf die Frage „Wer bist du?“

Ja, mehr noch: Welche Kraft steckt in der Antwort „Ich bin geliebter Sohn, geliebte Tochter Gottes“! Vielleicht wächst von da aus die Sehnsucht, für sich selbst als Getaufte diese Klarheit, diese Identität zu finden. Aber wie? An dieser Stelle scheint mir noch einmal ein Blick in das Evangelium wichtig:

Jesus bezeichnet sich nicht selbst als Sohn Gottes. An keiner einzigen Stelle. Es ist eine Identität, die ihm von Gott zugesprochen wird. Er muss sie hören – er kann sie sich nicht selbst nehmen. Diese innerste Identität ist unverfügbar – und genau das macht sie so stark.

Und: Sie zugesagt zu bekommen befreit von der unmöglichen Aufgabe des modernen Menschen, seine Identität selbst zu suchen, zu finden, zu konstruieren.

Identität wird geschenkt – dort, wo Gott in mein Leben spricht. In der Taufe und jeden Tag neu. Wer bist du?

Das heutige Fest kann uns sagen: Die Antwort auf diese Frage kann ich nicht selbst geben, ich muss sie hören: Was sagt Gott über mich? Und ich sollte wissen: Wenn ich höre, wenn Gott ins Leben spricht, ist das ein Anfang, der radikal verändert - der ein ganzes Evangelium in Gang setzt.

Bis zum Tod und weiter.

## Von der Facetten der Liebe und ihrer Abwesenheit

*Von Sr. Birgit Stollhoff C.J.*

*veröffentlicht auf [www.katholisch.de](http://www.katholisch.de)*

„Als Juristin würde ich nie so von Gerechtigkeit reden, als gäbe es die einfach so und ein Arzt würde nie so von Gesundheit sprechen, als wäre das ein Dauerzustand. Aber die Betriebswirte reden von Qualität, als wäre die ganz einfach festzustellen und die Theologen reden genauso inflationär von Liebe.“ So habe ich zu Beginn meines Management-Studiums vor vielen Jahren einmal über das Fach „Qualitätsmanagement“ geschimpft.

Das Management-Studium habe ich gut beendet und inzwischen bin ich selber auch Theologin. Hat sich meine Meinung seither geändert? Vielleicht ein bisschen.

In Öffentlichkeitsarbeit habe ich mich damit auseinandergesetzt, dass Qualität vor allem bedeutet, das Passende für die jeweilige Zielgruppe anzubieten. Da gibt es nicht „die Qualität“ sondern „das Angebot für...“. Und in der Theologie? Dort habe ich gelernt, dass es im Bereich der Beziehungen viele Begriffe gibt. Papst Benedikt nennt in seiner Enzyklika „Deus Caritas est“ etwa drei Begriffe für Liebe: Eros, Freundesliebe (Philia) und die Nächstenliebe (Agape bzw. Caritas). Aber auch das ist mir noch zu wenig. Vermutlich, weil ich es zeitlich immer noch zu statisch finde.

Liebe ist für mich etwas, das sich immer wieder ändert. Mit Kolleginnen und Kollegen ringe ich manchmal „leidenschaftlich“ um eine Frage. Ich kann nahestehenden Menschen, die einen Fehler gemacht haben, im Gespräch meine Meinung sagen und sie trotzdem gegenüber Anderen loyal verteidigen. Freunden, die krank sind oder Liebeskummer haben, stehe ich treu zur Seite. Und mit

den Jugendlichen gehe ich solidarisch demonstrieren – alles ganz viele weitere konkrete Facetten von Liebe. Liebe ist dynamisch, kann laut und leise, braucht nah und fern, Empathie und Klugheit, braucht mal eine Party, mal einen Spaziergang am Abend, ab und zu ein gutes Essen und manchmal Taschentücher oder/und eine Flasche Wein.

Nur eines ist Liebe nicht: gleichgültig. In 1 Kor 13 schreibt Paulus, dass alles, alle Leistungen, nichts wären, hätte er die Liebe nicht. Ich habe diesen Gedanken härter formuliert gelesen: „Es gibt drei Arten von Hölle. In die eine, oberste, kommen die Menschen, die gesündigt haben, weil sie zu viel geliebt haben. In die zweite kommen die, die gesündigt haben, weil sie zu viel gehasst haben. Und in die dritte unterste Hölle kommen diejenigen, die gesündigt haben, weil ihnen die anderen gleichgültig waren.“ Wer nicht liebt – und manchmal auch hasst –, wem alles gleichgültig ist: Was für einen Wert haben dessen Beziehungen und Taten?

Das Gegenteil von Liebe ist nicht Hass, es ist Gleichgültigkeit. Und nicht umsonst haben alle schrecklichen Systeme immer zuerst, vor ihren Grausamkeiten, die anderen Menschen entmenschlicht, sie sprachlich damit aus dem Setting der menschlichen Gefühle rausgenommen und zu Tieren oder Objekten gemacht. Das funktioniert bis heute: „Flüchtlingswellen“ oder „Ziele militärischer Spezialoperationen“ sind vieles, aber keine Menschen, niemand, den ich lieben oder hassen kann und soll. Liebe, Nächstenliebe, Erotik, Treue, Freundschaft, Solidarität, Loyalität, Gemeinschaft – allen Begriffen ist gemein, dass es da um mindestens zwei Menschen geht, die etwas „voneinander wollen“. Da geht es um Bedürfnisse, um ein Bekenntnis und um Perspektiven.

Deswegen ist es Jesus am Schluss, bei seinem Abschied, so wichtig, deswegen wiederholt er es noch einmal im Imperativ: „Liebt einander!“ Wenn der Kompromiss nichts kostet, das Treffen weder

freut noch reut, dann sind wir aus der Beziehung und dem Erbe Jesu ausgestiegen. Wir dürfen nicht abstumpfen als Christen, nicht zulassen, dass uns der oder die andere egal ist. All unser Engagement in der Kirche, all unsere Spenden – wenn wir dabei nicht zulassen würden, dass wir betroffen sind oder angerührt, erfreut oder auch mal verärgert, es wäre nichts ohne diese bunte Liebe.

## **Jenseits-Trost und Jenseits-Vertröstung**

*Von Sr. Magdalena Winghofer Cf, Ansprache zum 6. Sonntag im Jahreskreis (C) (Schrifttexte: Jer 17,5–8; 1 Kor 15,12.16–20; Lk 6,17.20–26)*

„Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Reich Gottes. Selig, die hungern nach der Gerechtigkeit, sie werden satt werden!“ Das ist die Fassung der Seligpreisungen, die wir vielleicht besser im Ohr haben. Die klingt spiritueller als das, was wir eben von Lukas gehört haben. Es ist die Fassung des Evangelisten Matthäus – und sie ist vermutlich nicht die ursprüngliche.

Die ursprüngliche ist vermutlich die von Lukas, die so konkret und materiell ist: Selig ihr Armen – euch gehört das Reich Gottes! Selig ihr Hungernden – ihr werdet satt werden!

Sätze, die uns eigentlich wütend machen sollten. Und es vielleicht nur deshalb nicht tun, weil die Armut, der Hunger vielen von uns so fern ist. Aber schauen Sie doch einmal auf Ihre eigene, ganz konkrete Not! Vielleicht ist es nicht der Hunger – aber die erfahrene Ungerechtigkeit, die Einsamkeit, die Trauer, die Krankheit, vielleicht auch die Armut – all das, was Leben schwer macht.

Und dann kommt da einer und sagt: „Selig seid ihr, denn eines Tages wird alles gut werden.“ Und redet vom Reich Gottes und vom Lohn im Himmel an jenem Tag. Ist das nicht zynisch? Spüren Sie jetzt die Wut? Möchten Sie dem auch gerne ins Gesicht springen? Halt die Klappe! Du bist ja nicht betroffen! Du hast leicht reden! Was soll das mit dem Himmel? Jetzt, hier will ich gut leben können!

Sind es nicht Texte wie diese, die uns Christen den Vorwurf der Jenseits-Vertröstung einbringen? Und die so leicht nach einer

Flucht aus der Verantwortung aussehen – es sagt sich ja so leicht: im Himmel macht Gott alles gut. Sich konkret hier und jetzt gegen Ungerechtigkeit und Leid einzusetzen, ist anstrengender.

Sollten wir also solche Texte vielleicht besser zurückhalten – und uns stattdessen in der Welt einsetzen? Texte streichen – auch das ist letztlich eine einfache Lösung – eine zu einfache. Ich möchte Sie gerne herausfordern, zumindest zu versuchen, den Text noch einmal anders zu hören. Schauen Sie noch einmal auf das, was Ihr Leben schwer macht. Meist ist es ja so, dass wir wissen, dass das nicht so schnell verschwinden wird. Sich nicht in Luft auflöst – sondern wir weiterhin, vielleicht ein Leben lang, daran zu tragen haben.

Und dann kommt einer und sagt: Selig seid ihr, denn es soll gut werden! Euch gehört das Reich Gottes! Da ist nämlich ein Gott, der euch sieht. Der eure Situation wahrnimmt, und dem all das nicht egal ist. Der zwar nicht einfach als der große Zauberer eingreift und den Weltenlauf ändert.

Aber: Der dafür einsteht: Die Not, das Leid, das ihr erlebt, ist nicht richtig! So soll und darf es nicht sein – und nicht bis in alle Ewigkeit bleiben. Und darum wird der Tag kommen, an dem Gott seine Gerechtigkeit durchsetzt, die Verhältnisse umkehrt und Leben für alle schafft. Ihr werdet nicht für immer die Letzten, die Verlorenen sein. Denn ihr seid nicht egal!

Nicht ihr Hungernden, nicht ihr Armen, nicht ihr Trauernden, nicht ihr Verspotteten – niemand, der in irgendeiner Form Leid trägt.

Vielleicht spüren Sie: Es könnte nicht nur eine Jenseits-Vertröstung geben, es könnte auch einen Jenseits-Trost geben.

Und dieser Jenseits-Trost beginnt, wo Menschen an die Grenzen ihrer Möglichkeiten kommen – entweder an die Grenzen der Möglichkeit, ihre eigene Situation zu ändern, oder auch im Einsatz für andere.

Dieser Jenseits-Trost ist keine faule Ausrede und keine Flucht aus der Verantwortung – im Gegenteil.

Wer an einen Gott glaubt, der für Gerechtigkeit steht, und der diese Gerechtigkeit eines Tages auch durchsetzen wird, dem kann Ungerechtigkeit auch nicht egal sein. Der wird sich einsetzen. Aber: Er wird dies mit erlöster Gelassenheit tun. Nicht verbittert, nicht verzweifelt oder resigniert angesichts der Unmöglichkeiten und dem Tropfen auf den heißen Stein. Sondern im Vertrauen: Ich tue das mir Mögliche – und Gott tut den Rest.

Ich muss nicht diese Welt erlösen – denn diese Welt ist nicht alles. Dieser gelassene, erlöste Einsatz könnte so etwas wie ein Kennzeichen eines echten, christlichen Jenseits-Trostes sein. Der aber, so meine ich, ist kein verzichtbares Sahnehäubchen. Paulus sagt in aller Deutlichkeit: „Wenn wir allein für dieses Leben unsere Hoffnung auf Christus gesetzt haben, sind wir erbärmlicher dran als alle anderen Menschen!“

Die Hoffnung über dieses Leben hinaus ist nicht antiquiert, kein peinliches Relikt, das wir besser verstecken. Und sie ist kein Widerspruch zu einem modernen Leben und einem Engagement in der Welt. Im Gegenteil: Der Jenseits-Trost ist die Voraussetzung zu echtem, heilendem, versöhntem Engagement in diesem Leben.

## Impuls

*Von Sr. Beate Neubert Cf*

Als ob nichts gewesen wäre...

Sie kennen die Familiengeschichte aus dem Neuen Testament?  
Vom Evangelisten Lukas wurde sie uns überliefert (Lk 15, 1–32).

Ein begüterter Vater, zwei Söhne und Knechte, die dort ihren Dienst tun. Von der Mutter ist – aus welchem Grund auch immer – keine Rede.

Der ältere Sohn ist wie üblich der Erbe des Hofes, der Jüngere bekommt sein Erbe ausbezahlt – wann immer er es will. Eines Tages ist es soweit, dass der Jüngere sein Erbteil fordert, weggeht und seine ganze Habe in der Fremde verjubelt.

Zu seiner Armut nun kommt noch eine Hungersnot hinzu.

Was tun?

Er wird Schweinehirt, das letzte das sich ein Jude, der noch etwas Selbstachtung besitzt, antut; denn das Schwein gilt als unrein.

Hunger, Verzweiflung, Selbstverachtung bringen ihn letztlich zum Nachdenken, zur Erinnerung an seinen Vater und die angenehme Lebenssituation dort. Er erkennt, dass er die Sohnschaft wirklich verloren hat, trotzdem will er dort bei und für den Vater arbeiten, ohne Privilegien. Der Sohn macht sich also auf, kehrt heim – nicht durch einen Hintereingang kommt er ins Haus, nein, sein Vater sieht ihn „vom Weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm. Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals“.

Und als ob gar nichts gewesen wäre, bekommt er Kleidung, Schuhe und Ring.

Und als ob gar nichts gewesen wäre, wird für den Versager ein großes Fest gefeiert mit Essen und Trinken, mit Musik und Tanz.

Das ist so unbeschreiblich, so unerhört wie man es sich als „normaler“ Mensch gar nicht ausdenken kann:

So liebt Gott: Als ob gar nichts Böses, Schlimmes, Verachtenswertes gewesen wäre, nimmt er ausnahmslos jeden und jede wieder auf.

Dass es auch in unserer konkreten Wirklichkeit Beispiele gibt, in denen Menschen vergeben, verzeihen als ob gar nichts gewesen wäre, zeigt dieses Gebet, das in den Kleidern eines Juden gefunden wurde, der in Ravensbrück ermordet wurde.

O Herr, gedenke nicht nur der Männer und Frauen guten Willens, sondern auch derer, die bösen Willens sind. Aber sieh nicht auf all die Leiden, die sie uns zugefügt haben, sieh auf die Früchte, die wir diesem Leiden verdanken. Unsere Kameradschaft, unsere Treue, unsere Demut, unseren Mut, unsere Großherzigkeit, die Größe des Herzens, die aus all dem gewachsen ist. Und wenn der Tag des Gerichts kommt, rechne ihnen all die Früchte, die wir getragen haben, zu ihrer Vergebung an.

Auch Reinhard Mey, der beliebte Chanson-Sänger erzählt eine Familiengeschichte mit „Der Zeugnistag“. Als Zwölfjähriger hat ihn die Schule wenig interessiert. Das wird an seinem miserablen Zeugnis deutlich. Für ihn, den totalen Versager ist alles aus, nicht mal eine Vier in Religion...Da er gut malen kann, „unterschreibt“ er das Zeugnis. Der strenge Rektor entdeckt die Untat und bestellt seine Eltern ein. Sie sollen ihren Urkundenfälscher überführt bekommen. Jedoch: Mutter und Vater bezeugen: Wir



haben das unterschrieben. Sie stehen voll und ganz zu ihrem Sohn.

Reinhard Mey wünscht allen Kindern auf der Welt, wenn's brenzlich wird, wenn's schiefeht, wenn die Welt zusammenfällt, Eltern, die aus diesem Holze sind, Eltern, die aus diesem Holz geschnitten sind.

Das wünschen wir uns doch alle, dass wir Barmherzigkeit, Vergebung erfahren, denn Fehler machen, schuldig werden gehört zu unserem Menschsein.

Auch wenn unsere Mitmenschen uns so eine Großherzigkeit nicht bieten können: Gott nimmt uns immer auf: als ob gar nichts gewesen wäre.

## Ein Wort zum Abschluss

Liebe Leserinnen und Leser von *Spiritualität konkret*,

ich kann es kaum glauben, doch ich lebe nun schon seit vierzehn Jahren in San Salvador, der Hauptstadt El Salvadors. Ich arbeite dort als Theologin an der Universität der Jesuiten, die 1989 traurige Berühmtheit erlangte, weil dort sechs Patres und zwei ihrer Mitarbeiterinnen ermordet wurden, die sich mutig für Gerechtigkeit und die Beendigung des Bürgerkriegs engagiert hatten. Meinen privaten Lebensraum teile ich mit jungen studierenden Frauen, die aus extremer Armut und aus Dörfern, die mehrere Busstunden von San Salvador entfernt liegen, kommen.

Das Leben in der Hauptstadt ist im Verhältnis zu den Einkommen der Menschen sehr teuer, völlig unmöglich für die Familien der Studentinnen zu finanzieren. Ich bin deshalb meinen Mitschwes-





tern unendlich dankbar, dass sie mich von der ersten Stunde an großzügig und mit Freude bei dem Projekt unterstützen, diesen jungen Frauen zu geben, was sie brauchen, um sich ihrem Studium widmen zu können: ein Dach über dem Kopf, Nahrung, aber auch Sicherheit, denn San Salvador ist eine von Gewalt und Bandenkriminalität geschüttelte Stadt.

Unser Haus in San Salvador bietet jeweils zehn Studentinnen Platz. Sie studieren ganz verschiedene Fachrichtungen: Wirtschaftswissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Maschinenbau, Architektur, Krankenpflege etc. Es ist mir eine große Genugtuung, dass im Laufe der Jahre schon fünfzehn Studentinnen ihr Studium mit Erfolg abgeschlossen haben und fast alle von ihnen auch einen Arbeitsplatz gefunden haben. Nach Abschluss ihres Studiums versuche ich sie noch weitere sechs Monate bei der Suche eines Arbeitsplatzes zu unterstützen; danach ziehen sie aus, um der nächsten Generation Platz zu machen. Auch zurzeit wohnen zehn aktive Studentinnen in unserem Haus.

Über alles „Technische“ hinaus, ist es die Freude, dass ein Netzwerk von Freundschaft und Solidarität gewachsen ist: unter uns,

die wir vor Ort das Leben miteinander teilen, aber auch über den Atlantik hinweg, mit allen, die uns unterstützen. Wenn auch Sie Teil dieses Netzwerkes sein wollen und mithelfen wollen, dass wir dieses Projekt weiterführen können, würden wir uns sehr über Ihre Spende freuen.

Congregatio Jesu Mitteleuropäische Provinz

LIGA Bank

BIC: GENO DEF1 M05

IBAN: DE32 7509 0300 1202 1020 21

Für eine Spendenbestätigung – die Sie gerne von uns erhalten – geben Sie bitte außer dem Verwendungszweck „Casa Dean Brackley, El Salvador“ noch Ihren Namen und Ihre Adresse an.

Ich danke Ihnen im Namen der bedürftigen Familien, denen Ihre Spende zugutekommt.

*Sr. Martha Zechmeister Cf*

## **Unsere Autorinnen**

**Sr. Ursula Dirmeier CJ** arbeitet im Archiv der Augsburger Gemeinschaft. Ihr Spezialgebiet ist die Spiritualität Mary Wards und die Ursprungsgeschichte der Congregatio Jesu.

**Sr. Christa Huber CJ** ist Mitarbeiterin des Bereichs Spiritualität und Exerzitien im Kardinal König Haus und Verantwortliche für die Berufungspastoral in der Congregatio Jesu.

**Sr. Cosima Kiesner CJ** ist Provinzoberin der Mitteleuropäischen Provinz der Congregatio Jesu

**Sr. Igna Kramp CJ** ist Leiterin des Entwicklungsbereichs Geistliche Prozessbegleitung im Bistum Fulda und zuständig für das diözesane Team Weltsynode.

**Sr. Beate Neuberth CJ** übernimmt fast täglich Kirchenpräsenz in der Bamberger Institutskirche, hält Führungen, überträgt Chronikbücher aus der deutschen Schrift ins Digitale und malt.

**Sr. Birgit Stollhoff CJ** ist Leiterin des Jugendpastoralen Zentrums TABOR in Hannover und macht derzeit daneben die Ausbildung zur Pastoralreferentin im Bistum Hildesheim.

**Sr. Magdalena Winghofer CJ** ist Verantwortliche der Mitlebe-Kommunität in Hannover und arbeitet in der Stadtteil-Pastoral in Neubaugebieten. Sie ist Provinzassistentin und in der Berufungspastoral tätig.

Herausgeber: ZENTRUM MARIA WARD © Dezember 2022

Projektleitung: Marica Bašić CJ

Anschrift: Planegger Straße 4, 81241 München

Fon: 0 89 / 82 07 54 0

zmw@congregatiojesu.de · www.congregatiojesu.de

Gestaltung: Julia Arzberger, München

Fotos: Bildagentur Zoonar GmbH, Shutterstock (Umschlag)

Illustration: Beate Neuberth CJ (S. 55)

ISSN 2199-1634 · Ausgabe 11

